Der Fechter von Ravenna

und

die neuesten literarischen Boxereien.

Von

Dr. Friedrich Mayer.

Nürnberg,
Wilhelm Schmid
1856.

Kurzes Vorwort.

Die verschiedenen Galläpfel, die über den „Fechter von Ravenna“ und seine vermeinten Verfasser in die verschiedenen Tagesblätter geworfen wurden, lieferten mir die Tinte zu der vorliegenden Brochüre, in der für Friedrich Halm und dessen Erklärung mit angefügten Gründen Partei ergriffen ist, ohne daß der Ausdruck parteiisch, wie er im gewöhnlichen Sinne des Worts gebraucht wird, hier Platz greifen darf. Im Gegentheil, ich nehme in der Sache selbst, um die es sich handelt, den scheinbaren Widerspruch der vollsten Unparteilichkeit für mich in Anspruch, der mir nach genauer Prüfung meiner Darlegungen auch eingeräumt werden wird. Daß ich meiner Sache in Bezug auf die Autorschaft des „Fechters von Ravenna“ gewiß war, mag die Anführung eines Theiles der Rezension beweisen, die ich lange vor den heidlen Zeitungsoffenbarungen, namentlich vor dem Erscheinen der Halm'schen Erklärung, geschrieben habe, so daß also einer etwa beliebten Witzelei, von dieser Brochüre wie vom Ei des Columbus zu sprechen, der Nerv durchschnitten ist. Der Einfall aber, eine solche Brochüre zu schreiben, war gewiß nicht aus der Luft gegriffen, sondern lag dicht am Boden. Daß dieser Einfall aber auch Anklang

fand, erweist sich am besten dadurch, daß ich unmittelbar nach der Mittheilung desselben auch den Verleger gefunden hatte, was etwa so aussieht, als wenn ein Maler sein Bild auf der Staffelei verkauft, ohne daß mehr davon fertig ist, als die ersten Contouren. Ich übergebe diese Arbeit getrost dem prüfenden Lesepublikum, da ich alle Mittel und Wege aufgesucht, eine wünschenswerthe Vollständigkeit zu erreichen.

Nürnberg, den 11. April 1856.

Dr. Friedrich Mayer.

Hat je ein Gegenstand die volle Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen, so ist es das anonym erschienene Trauerspiel: „Der Fechter von Ravenna," das auf allen besseren deutschen Bühnen aufgeführt, den Darstellern der Hauptrollen Beifall, den Theatercassen gute Einnahmen sicherte, den Verfasser, ist er, wie es geschehen, aus seiner Anonymität herausgetreten, mit guten Honoraren und Tantièmen belohnte und dem das Theater besuchenden Publikum allenthalben einen so sichtbaren Eindruck hinterließ, wenn gleich derselbe bei den verschiedenen Auffassungen des dramatischen Produktes auch ein verschiedener sein mußte. Ein total und entschieden ungünstiger war er aber wohl auch bei denen nicht, die in germanischer Ueberschwänklichkeit ein Tendenzstück daraus machten, so daß ihnen die hineinfingirte Absichtlichkeit, Deutschland in seiner Selbsterniedrigung geschildert zu sehen, die tiefpoetischen Reize und Reichthümer des Dialogs verkümmerte und selbst die interessanteren Wendungen und Situationen der zur Katastrophe fortschreitenden Handlung beeinträchtigte. Einem Deutschthümler, der mit aller Macht die Geschichte der jungen Vergangenheit deutscher Länderzerstückelungen vergessen machen möchte und den durch wohlfeile Phrasen zurückgehaltenen Anlauf zu einer einigen, freien, selbstständigen und deßhalb geachteten Nationalität mit dem Hoffnungsschleier der Zukunft überbreitet, einem Solchen werden der „Fechter von Ravenna" und die ihn umgebenden deutschen Persönlichkeiten mit Aus-

nahme der Thusnelda, die als Cheruskerfürstin selbst in der Gefangenschaft den Stolz des Weibes und den Adel der Gesinnung und des Gedankens bewahrt, schlecht behagen, denn aus dem Sohne Armin's, der die Römer im Teutoburger Wald so ruhmvoll geschlagen, später aber von seinen eigenen Verwandten bei einem schwelgerischen Mahle gemeuchelt wurde, aus diesem Thumelicus spricht eine vollweg entartete Natur, da er weder den eindringlichsten Bitten der Mutter, noch den Vorschlägen der in Rom befindlichen Cherusker, sich an die Spitze deutscher Schaaren zu stellen und die Römer wie einst sein Vater zu schlagen, Gehör schenken mag.

Die Halm'sche Zeichnung dieses jugendlichen Charakters, (immerhin eine höchst dankbare Rolle) resultirt aus der Erziehung des Thumelicus und die in ihn gelegte Gesinnungsdegeneration ist eine Konsequenz dieser Erziehung. Verhöhnt von den übrigen Fechtern, die für ihn das Sobriquet „Wälderfürst" bereit haben, versöhnten ihn schnell wieder die Gunst des Lanisten Glabrio und die materiellen Liebeszugeständnisse des schönen Blumenmädchens Lycisca, das zwar nur eine Episodenspielerin erfordert, allein dennoch ein sorgfältiges Studium der Rolle beansprucht, da der sehr wohl gestattet ist unter den Gründen, welche dem Thumelicus das ibi bene ubi patria umkehren lassen in ubi bene ibi patria. Was kümmert ihn Deutschland und sein Volk, Deutschland hat sich ja auch lange nichts um ihn bekümmert, er ist Fechter und Fechter will er bleiben, ein gemietheter in diesem feilen Handwerk großgezogener Gladiator, dessen ganzer Stolz in den Amphitheatersiegen besteht, die er vor verbuhlten Cäsaren und dem römischen Volke, das nach panem et circenses verlangt, zu erringen strebt.

Zu solch einem Schauspiel soll auf Befehl Caligula's der junge kräftige Thumelicus mitwirken und seine Mutter Thusnelda soll, als Germania angethan, gleichfalls im Circus erscheinen. Ist dieser hochherzigen Frau (die bedeutendste und in jeder Beziehung am

reichsten und trefflichsten ausgestattete Partie im Stücke) schon der Gedanke an die Ausführung dieser niederträchtigen Anmuthung etwas Gräßliches, so steigern das Fehlschlagen ihrer Bitten beim Sohn und sein unabänderlicher Entschluß, die Schmach auf sich laden zu wollen, zur Unterhaltung des Cäsars und des römischen Volks sein Leben aufopfern zu wollen, ihren Seelenschmerz auf's Höchste. Nachdem nun alle Mittel erschöpft sind, nachdem sie selbst die Blumendirne angefleht, Thumelicus von seinem Verfaß abzubringen, reift ein gewaltiger Entschluß in ihrem aufgeregten Wesen und der feste Wille stählt sich zur That, die den Sohn, wie sie selbst vor der Schande retten kann, sei es auch durch das Entsetzlichste.

Kurze Zeit vor dem Beginn des Kampfes legt sich Thumelicus auf das Ruhebett, der Fechterschmuck, in dem er glänzen soll, ein Eichenkranz, die Hoffnung auf des Kampfes Glück, der Liebe beide Träume umkosen seinen Schlummer. Da tritt Thusnelda ein im Gewande der Germania, ein schwerer Kampf bewegt sie noch einmal, zum letztenmal läßt sie der ganzen vollen Mutterliebe Raum im Herzen, doch die Minuten schwinden, es naht der Fechterruf und — mit einem raschen Stoß in's Herz des Sohnes ist's vollendet.

Nun erscheinen nacheinander Glabrio, der seinen besten Fechter in seinem Blute findet, Caligula (die dritte hervorragendere Rolle im Stücke) mit Gefolge. Er sucht seine Wuth gegen Thusnelda zu kehren, welche die That vollbracht und mit starrem Blick das Geschehene überschaut. Die Schmach des theuren Sohnes ist abgewendet und ehe noch etwas Entehrendes gegen sie unternommen werden kann, senkt sie gefaßt dieselbe Klinge in die Brust, die den Sohn zu Tod getroffen.

Diese Haupthandlung verläuft mit ihren Episoden sehr ernst und ruhig und schließt mit der effektvollen Katastrophe eines Doppelmordes, dem übrigens ganz ungewöhnliche Motive vorausgehen.

Die Halm'schen Stücke sind alle scharf gekennzeichnet durch eine Besonderheit schöner poetischer Ausdrucksart, die aber stellenweise nicht frei von manierirtem Wesen ist, was, um nur ein solches Stigma anzuführen, im „Sohn der Wildniß" die Worte Ingomar's:

„Ich bin krank bis in's tiefste Mark der Seele"

andeuten mögen, Redeformen, denen man nicht auf den Grund folgen darf, nicht mit dem prosaischen Blick des Verstandes, sondern mit dem Auge der Dichtkunst, dessen Iris dann bedeutend vibrirt und das Materielle vergeistigen hilft. Die Halm'schen Dialoge sind so eigenthümlich brillant, daß sie oft die Correktheit des Versbaues überblenden, allein eben deßhalb leichter die Spur zu ihrem Urheber finden lassen, der sich aus Laune oder irgend einem andern Grunde zu verbergen sucht, sei es pseudonym oder anonym; allein es hilft dem sonderbaren Tic zum Zwecke nicht, hinter dem geschlossenen Visir des bürgerlichen Helms tritt die Physiognomie des adeligen Dichters bald hervor, was böse Zungen dahin commentirten, der bürgerliche Helm sei schon am rechten Flecke, indem ein der poetischen Intuition mit ganzer Seele hingegebener Pater dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen, nicht zum Nachtheile des Letzteren, behülflich gewesen sei. Diese Behauptung früherer Zeiten bleibt jedoch immerhin problematisch und der Neid spielte dabei wohl die größte Rolle. Hat sich ja doch auch Auersperg in den bürgerlichen Dichternamen Anastasius Grün gehüllt. Warum? Wurden doch die „Spaziergänge eines Wiener Poeten," „Schutt," „der letzte Ritter" ꝛc. so freudig von der schöngeistigen Literatur begrüßt und die Kritik hatte nicht das Mindeste dagegen einzuwenden. Das galt rein und einzig und allein der Sache, nicht der Person. Anastasius Grün oder Auersperg, diese Nomenclaturen waren ganz irrelevant vor dem Richterstuhl einer unparteiischen

Beurtheilung. Die Weimar'sche Periode der Klassizität ließ Adelsdiplome für Dichterexemplare zu, die Zeit war längst verschollen, wo der Kastengeist des Adels ein absonderliches Trachten gebot und jedes bürgerliche Geschäft, auch das Dichten, streng von sich abhielt. Könige und Prinzen wurden zu Versschmieden, wenn's auch zuweilen etwas spröde herging. Warum also dieses Versteckenspielen, dem auch der unglücklich geendete Nicolaus Lenau sich fügte? Daran sind Metternich und das österreichische Polizeisystem Schuld, sagte mir Nicolaus Lenau auf den Zinnen des Thurms im Garten des Justinus Kerner zu Weinsberg und der falbe Mondschein spiegelte sich dazu in dem Naß seiner schönen Augen. Selbst der Traum der Freiheit war damals in Oesterreich eine Sünde, auch die Freiheit der Poesie verfolgte man, für den Adel schickte sich dieselbe schon gar nicht, deßhalb die Frage des „Wiener Poeten" in dessen „Spaziergängen":

Darf ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Um nun aber wieder auf die Halm'schen Stücke zurückzukommen, so haben dieselben, wie gesagt, ihre Hauptferse im Dialoge, in dem poetischen Aufschwung, der die Handlung auf seinem kühnen Flügelschlage mit sich emporheben muß und dem öfter mangelhaften Szenenbau Verzeihung erringt. Im „Alchymisten" ist dieß wohl am fühlbarsten, welches dramatische Werk, wie alle von Halm verfaßten, antike Stofflichkeit zur Grundlage hat. Diese Wahl läßt denn auch eine größere Freiheit der Behandlung zu, im Gegensatz zum Modernen, das in engere Schranken gewiesen ist. Als einen Vorzug dieser Stoffbehandlung darf man es neben der sprachlichen Schönheit, in der „Starkes und Mildes zum guten Klang gepaart" ist, ansehen, daß aller grasse Fatalismus davon fern gehalten ist, wie er sich in der „Schuld" von Müllner, in der „Nonfrau" von Grillparzer, im „Bild" von Henwald und anderen Stücken breit

macht. Dieses Fernhalten fördert mehr Natürlichkeit und Wahrheit zu Tage, Erfordernisse, die den Effekt nicht schmälern, ihn aber auch nicht gewaltsam provociren. Der Unterschied der grimassirten Schicksalstragödien und derjenigen Dramen, in denen nicht Alles schon von vornherein durch das Fatum bedungen ist und Entschlüsse, freier Wille, Thaten der handelnden Personen im Schlepptau fortgezogen werden, ist ein wesentlicher und der moralische Einfluß beider Gattungen ein durchweg divergirender. Ein Nebeneinanderhalten beider macht dieß von selbst klar.

Als ich im Jahre 1836 „Griseldis" von Halm zum ersten Mal auf der Bühne des Hofburgtheaters zu Wien aufführen sah, stand es lebendig vor mir, daß der Dichter prinzipiell zu verfahren verstehe. Es ist nicht die alte Leier des alten Poemes in dem Drama angeschlagen, nach den Seelenleiden, die der Heldin durch eine bizarre Wette ihres Gemahls auferlegt werden, die sie alle besteht, blitzt es tief in sie hinein, welches schwere Spiel mit ihrem liebenden Herzen getrieben wurde, und sie entsagt starken Muthes dem Glücke, dem ferner anzugehören, der ihres Lebens Paradies gewesen und es leichtsinnig verscherzt hat. Im „Sohn der Wildniß" hat Halm die Sittlichung der wilden Natur des Menschen durch die Sinnigkeit der Liebe auf ergreifende Weise dargethan, im „Alchymisten" die Habsucht geschildert. Im „Fechter von Ravenna" ist Alles das zu finden, was im Eingang dieser Broschüre darüber gesagt ist, und das Stück ist trotz seiner zulässigen Beziehungen und Allusionen nicht hinter die anderen dramatischen Arbeiten Halm's zu setzen. Um so auffallender erschien deßhalb die Anonymität des Verfassers, der dadurch eine lange Reihe von Polemiken herbeigeführt hat. Diese Anonymität konnte indeß nur Solche auf falsche Spuren führen, welche ungenau, ja ganz oberflächlich in der Sichtung der Halm'schen dramatischen Werke zu Wege gegangen sind. Was mich betrifft, so war ich nicht im mindesten über den Verfasser des

„Fechters von Ravenna" im Zweifel, obwohl man denselben bald auf Thronen, bald anderwärts bis in den Räumen einer Dorfschule finden wollte. Ich verweise deßhalb auf eine Kritik von mir, die ich nach der ersten Aufführung des Stückes auf der Nürnberger Bühne in Nr. 213 des „Fränkischen Kuriers" vom 1. August 1855 veröffentlicht habe, worin es heißt:

„Sonntag den 29. Juli sahen wir den Fechter von Ravenna, dieses Stück voll markiger Poesie, die sich ihren ganz spezifischen Ausdruck gebildet hat, so daß man den Dichter par excellence auf der Stelle erkennt, mag er sich nun hinter Halmen verstecken, oder in der Anonymität sich verbergen. Griseldis, der Alchymist, der Sohn der Wildniß — wer kennt die Gewalt der schönen Verse nicht, die auch im Fechter von Ravenna wieder die Oberhand behalten und der Deklamation ein weites Feld für künstlerische Triumphe offen halten. Herr von Münch-Bellinghausen, der dem österreichischen Dichteradel alle Ehre macht, ist in dem Suchen seiner zu bearbeitenden Stoffe so wählerisch eigen, wie nicht wohl ein Anderer. Eine kurze historische Notiz genügt ihm, dieselbe dramatisch anzulegen, abzuglätten und in Akte und Scenen zu bringen, bei deren Gestaltung er sich indeß jedesmal auf die anziehende Gewalt der Sprache verläßt. Er weicht diametral von der Dramaturgin Charlotte Birch-Pfeiffer ab, der kein Roman zu lang ist, um denselben in ein Stück, wenn's nicht anders geht, mit Vor- oder Nachspiel einzuzwängen, ihm ist selbst eine kleine Notiz, ein kurzes Gedicht genugsame Veranlassung, ein vollgültiges dramatisches Produkt zu schaffen, das an Drastik seines Gleichen sucht. Die Notiz des römischen unparteiischen Geschichtsschreibers über unsere Vorfahren, Tacitus, daß Arminius, der Cheruskerfürst und Besieger der Römer im Teutoburger Wald, einen Sohn Thumelicus hinterlassen habe, der in Ravenna zum Fech-

ter gebildet werden, war hinreichend *), das Stück zu schaffen und Rollen darin zur Entwicklung zu bringen, welche zu der sublimen Gattung gehören, die sogar bei minderer Begabung der Darsteller auf Gefallen Anspruch machen dürfen."

Aus dieser zur Sache gehörigen Rezension mag sich's entnehmen lassen, daß ich durch alle schon damals ventilirten Behauptungen, Halm sei nicht der Verfasser, nicht beirrt wurde, und Halm's eigene offene Erklärung darf ich nun sicherlich zur Rechtfertigung meiner Abschätzungen und Urtheile anführen. Weder der Szepter der Könige, noch die artistische Leitung von allerdings ehrenwerthen Hoftheaterdirektionsführungen, noch das Lineal oder die Weinrebe von Dorfschulmeistern vermochten mich von meinen Ansichten in dieser Angelegenheit abzubringen, ich stehe hierin über den „Warten der Partei." Hätte ich nur die Paar Zeilen gelesen aus dem Fechter von Ravenna, die Thumelicus schon halb im Traume spricht, so wäre es fest in mir gewesen, Halm sei hier im Spiele. Wie mir in München eine nun dem Abendstern ihres Künstlerlebens entgegensehende Schauspielerin die Worte recitirte:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

welche die Parthenia im „Sohn der Wildniß" zu sprechen hat, so sprach ich mich bestimmt aus, das habe Halm geschrieben.

*) Dem Verfasser dieser Brochüre war zur Zeit, als er die obenstehende Kritik schrieb, die Quelle noch nicht bekannt, aus welcher Halm geschöpft hat, um sein Trauerspiel zu Stande zu bringen, indeß bleibt es immerhin noch bei weiterem Reichthum der zu Gebote gestandenen historischen Tradition ein selbstständigeres Wirken, als Novellen und Romane zu benützen, die für Akte, Szenen, Charakterzeichnungen, Dialog und andere nöthige dramatische Requisiten reichlich gesorgt haben. Ganz reine Originalprodukte in der dramatischen Literatur möchten der Seltenheit wegen den Aloeblüthen zu vergleichen sein.

„Woher wissen Sie das?" fragte sie.

„Ich fühle es," war meine Antwort, „wie die mehr äußeren Sinne des Menschen ihre Wahrzeichen und Gleichungslösungen besitzen, so hat die ganze innere Wesenheit des Ebenbildes Gottes ihren Wiederschein, Nachklang, Geschmack, ihre Tastung und ihr Gefühl."

„Das ist wahr," sagte sie nachdenkend, „das Stück ist von Halm und die Paar Worte dürfen eine tiefe Bedeutung ansprechen, so lächerlich man sie auch machen kann, wie es geschehen ist."

Der verstorbene Dichter Heinrich Heine, mein persönlicher Freund von Göttingen, Heidelberg und München her, hat für seine poetischen Gedanken und Gefühle, für seine oft barocke Mischung und rasche Folge von Ironie und tiefer Empfindung der Seele häufig die leichtfertigste Form spanischer Canzonen gewählt und eine Menge Nachtreter gefunden, was bei der Nachahmungsbegünstigung im Betreff der Form sehr erleichtert erscheint, wer aber die Heine'schen Dichtungen, deren Prototyp in den vielen Auflagen des „Buch der Lieder" zu erkennen ist, so gelesen hat, wie sie es verdienen, den werden auch keine Nachahmungen von der augenblicklichen Erkenntniß Heine'scher Originalität abzubringen im Stande sein.

Das einfache deutsche Sprichwort, man erkenne den Vogel an seinen Federn, läßt sich passend auf die Schriftsteller anwenden und die Metapher verfällt ohne Widerrede keinem Tadel. So verhält sich's denn auch mit Friedrich Halm, dessen Federn die schönen Wienerinnen bei den ersten Verführungen seiner Stücke mit den Federn des Paradiesvogels verglichen haben.

Während nun der „Fechter von Ravenna" die ruhmgekrönte Bahn von einer deutschen Bühne zur andern macht und allenthalben den Beifall erntet, der ihm gebührt, während man von Uebersetzungen sprechen hört, die das Stück auch für die englischen, französischen und spanischen Theater zurecht richten sollen, und der Verfasser

hartnäckig in seiner Anonymität blieb und die Tausende der für ihn bestimmten Tantièmen unbeansprucht liegen ließ, sieht O. von Schorn in einer Dorfschule am Starnberger See ein lumen dramaticum aufleuchten, dem er die Autorschaft des „Fechters von Ravenna" vindiziren will. Dieses Bemühen hat große Sensation erregt, eine Menge Federn in Bewegung gesetzt und verschiedene Verhältnisse schienen Schorn's Dichten und Trachten auch begünstigen zu wollen, und solche Umstände machen dreister. Geben wir weiter! In Pfaffenhofen bei Arlberg in Oberbayern lebt ein Dorfschulmeister Namens Bacherl, der sich mit Poesie befaßt, die ganze bayerische Geschichte in Verse gebracht haben soll (Hört! Hört!) und dem größeren Publikum zuerst bekannt geworden ist, als er von dem jetzigen Kaiser von Oesterreich für ein Gelegenheitsgedicht, veranlaßt durch die Verlobung des Kaisers mit der Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, mit Dukaten belohnt wurde und zwar für jede Zeile mit einem. Dieser Dorfschulmeister nun faßte nach O. von Schorn den Entschluß, aus seiner lyrischen Poeterei herauszugehen und das dramatische Feld zu betreten und wählte hiezu einen Stoff aus der altdeutschen Geschichte, um damit die Gegensätze des Germanen- und Römerthums darzuthun. Die Arbeit wurde fertig, der Titel hieß „Hermann und Thusnelda" und die Hofbühne zu Berlin war ausersehen, das Stück zur Aufführung zu bringen, sie fand sich jedoch bemüßigt, dieß Ansinnen abzulehnen und das deutsche Heldenpaar zurückzuschicken. Bacherl arbeitete nun sein Stück um und nannte sein so wieder fertig gewordenes Trauerspiel „die Cherusker in Rom", das er mit andern Manuscripten an den artistischen Direktor des Hofburgtheaters in Wien, Dr. Heinrich Laube, sandte, um die Aufführung dort zu ermöglichen, allein auch da erfolgte wieder ein Abschlag. Auch andere Bühnen thaten ein Gleiches, und es ist wohl die Vermuthung erlaubt, daß Bacherl's Produkte den dramatischen Anforderungen der Bühnengerechtigkeit in

keiner Weise entsprochen haben, da kein vernünftiger Grund zu der Annahme vorhanden ist, die genannten Bühnenvorstände hätten aus bloßem feindseligen Tic gegen Bacherl oder aus sonstigen nichtigen Ursachen seine Produkte remittirt. Der Dorfschulmeister mußte sich also begnügen, seine Erzeugnisse vorzulesen, oder wenn sich kein Verleger dafür finden wollte, den Selbstverlag zu unternehmen. Bei Bühnenstücken ist das Letztere ja ohnehin gebräuchlich und Bacherl hätte gewiß seine Absicht erreicht, die „Ghernsker in Rom" über die Bretter, welche die Welt bedeuten, schreiten zu sehen und gute Geschäfte obendrein gemacht, denn nach den Schern'schen Anregungen mußten die Gründe der Unzulässigkeit und Ungeeignetheit des Stückes für die Bühne verschwinden und dem Publikum die Möglichkeit des Vergleichs geöffnet werden, wobei sich zugleich jeder Theaterverstand gut befunden haben dürfte. Bacherl hat dieß nicht gethan. Er hat überhaupt in der gesammten Angelegenheit eine auffallende Passivität beobachtet und fortwährend Andere für sich einstehen lassen, welche Advokatur wohl in kitzlichen Rechtsstreiten am Platze ist, in anderen Fällen aber höchst sonderbar erscheint, weil dem Vermeiden des selbstigen Auftretens stets wenigstens ein geringer Grad von Feigheit und Mißtrauen in die eigene geistige Stärke zur Seite geht, was sich von der bloßen Schüchternheit und Befangenheit merklich unterscheidet. Das hübsche Ritterlustspiel: „das Turnier zu Kreuzstein" möchte nicht unpassend hier anzuführen sein.

Doch nun weiter im Text! Das Vorlesen Bacherl's hat zu Entdeckungen geführt, deren Urheberschaft einem Herrn zugeschrieben ist, der unweit Starnberg auf seinem Gute wohnt und dem Dorfpoeten mittheilt, daß dessen Stück, „die Ghernsker in Rom," das er ihm früher „in stiller Abendstunde" vorgelesen, als „Fechter von Ravenna" im Hoftheater zu München gegeben werden sei. **Alea jacta erat.** O. von Schern geht nun in's Zeug, die Autorschaft für Franz Bacherl in Anspruch zu nehmen, er steht nicht mehr al-

sein, denn der Herr vom Gute unweit Starnberg und andere höchst achtbare Personen, denen Bacherl seine Manuscripte vorgelesen, bezeugen und bestätigen: daß entweder die „Cherusker," oder der „Fechter" früher dagewesen, die Produktion des späteren Stückes aus dem früher vorhandenen liege auf platter Hand. Alles Andere schließt pure Unmöglichkeiten in sich. Wie steht es aber mit der unbestrittenen Allgemeinheit der Gedanken im weiten Reich des Menschenlebens? Ist der Stoff der „Cherusker" ein von Bacherl erfundener? Hat Bacherl gültige Beweise abgelegt, daß er für die dramatische Behandlung irgend eines gewonnenen Stoffes aus seinem eigenen Wesen oder von anderwärts begabt sei? Dann hätte er sonder Zweifel nicht das Unbehagen der Abweisung erfahren müssen. Schern fügt zu dieser Abweisung weiter die Verweigerung des Manuscripts des „Fechters von Ravenna" (um sein Produkt damit vergleichen zu können) von Seite der Münchener — wahrscheinlich Hoftheaterintendanz, und den „Fechter" selbst in München zu sehen, war er damals aus „mehrfachen Gründen außer Stande," was sich später, nachdem man ihn berühmt gemacht, schon anders fügte.

O. von Schern's Vergleichung beider Stücke führt ihn nun in kühnen Sätzen zu dem Resultat, daß der „Fechter von Ravenna" eine Ueberarbeitung des Originals „die Cherusker in Rom" sei und daß der bayerische Schullehrer Franz Bacherl in Pfaffenhofen bei Starnberg als ursprünglicher Quell und geistiger Eigenthümer des „Fechters von Ravenna" anerkannt werden muß, was wohl stark nach einem arroganten Befehl riecht. Friedrich Halm wird aber dennoch für die mindere Ehre dankbar sein dürfen, daß es Otto von Schern anerkennt, der große Unbekannte habe durch eine meisterhafte Ueberarbeitung die Bacherl'sche Dichtung den deutschen Bühnen und dem deutschen Volke zugänglich gemacht.

Der auf diese Weise gestreute Weihrauch hätte für Bacherl leicht gefährlich werden können, wenn man ihm ein ruhigeres Nach-

denken gegönnt hätte, aber nun ging's an ein Wallfahren von den Münchner Literaten, Künstlern und anderen Personen an den Starnberger See zu Bacherl und Bacherl wanderte wiederum nach München. Bacherl hier und Bacherl da! Das ist nun einmal so in der bayerischen Hauptstadt und es erheben sich von dort aus bereits Stimmen dagegen, daß alle norddeutschen, zum Theil auch Wiener Blätter mit leichtfertigem Hohne auf die bayerischen Sympathieen für Bacherl antworten und von Schorn's schlagende Beweismittel nicht im Geringsten beachten, geschweige prüfen.

Das klingt Alles so recht Münchnerisch, und selbst auf die Gefahr hin, daß mir die Beschuldigung der Trivialität entgegengeschleudert wird, dennoch will ich's erwähnen. Im Jahre 1811 war das bekannte Becker'sche Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" bedeutend im Schwung und um dieselbe Zeit befand sich ein französischer Athlet Jean Duvuis in München, der einen beträchtlichen Gewinn für den aussetzte, welcher ihn im Ringkampfe bezwingen würde. Die Intendanz räumte die Hofbühne für dieß Schauspiel ein und der Knecht einer Brauerei stellte sich zum Wettkampfe vor einer Zuschauermenge, die nicht bedeutender an Zahl hätte sein können. Das Kraftspiel begann und unter einem gewaltigen lang anhaltenden Beifallstosen warf der Knecht den Franzmann. Da hörte man in allen Wirthschaften das „Sie sollen ihn nicht haben" ertönen, der Knecht wurde mit Geschenken aller Art von dem höchsten Adel und der Plutarchie bedacht, man meinte, ein Regiment solcher Knechte schlüge wohl die französische Armee zu Schanden und in allen Kunstläden sah man die Abbildung des starken Knechtes, der sich ebenfalls die bayerischen Sympathieen gewonnen hatte.

Bacherl's Porträt war auch häufig ausgestellt und gewiß gut getroffen, dafür bürgt der Name des Künstlers, der es gezeichnet, Joseph Resch, ein sehr fleißiger, talentvoller Schüler des Hofma-

lers Bernhard. Darf man von dem Aeußeren eines Menschen auf sein Inneres schließen und ist die philosophische Annahme richtig, daß sich die Seele ihren Körper baue, so ist Bacherl nicht besonders bevorzugt. Das lange, auf die Schultern herabhängende Haar und der umgeschlagene Hemdkragen deuten auf die deutsche Burschenschaftsperiode zurück, das Gesicht mit etwas starken Backenknochen hat gewöhnliche Züge, in denen keine Entschiedenheit zu finden ist, die Augen blicken eher matt, als scharf, und um den Mund spielt es wie ein verlegenes Lächeln. Franz Bacherl, Schullehrer in Pfaffenhofen bei Arlberg in Oberbayern. Verfasser der Oberusker in Rom. Als Autographe:

Denn was Sie hab'n, das woll'n Sie nicht,
Und was Sie woll'n, das hab'n Sie nicht

Erst müßte man wissen, wer mit dem Sie angesprochen ist, um aus der vertrackten Logik der Verse klug werden zu können, und es überkommt einen unwillkührlich das Göthe'sche:

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei auch etwas denken lassen.

Dadurch, daß C. von Schorn den artistischen Director Dr. Laube zu einer Erklärung herausgefordert, ob er von der Entstehung eines dramatischen Werkes Kenntniß gehabt habe, das von Wien aus seine ruhmgekrönte Rundreise über die deutschen Bühnen begonnen hat, und dessen Urbild ihm, wie faktisch erwiesen ist, vor der ersten Aufführung auf dem Hofburgtheater eine Reihe von Monaten zur gefälligen Einsicht und Beurtheilung anvertraut war, dadurch mußte die Sache in ein anderes Stadium treten, denn nun war auch Laube mit verwickelt, was seine vielen Gegner wohl zu nützen wußten. Laube, dem mehrmals die Beschuldigung entgegengeworfen wurde, er habe sich in Literaturangelegenheiten fremdes Eigenthum angeeignet (in Nürnberg giebt es sogar Leute, die be-

haupten, er habe seine Literaturgeschichte verbo tenus aus einem Werke von Gervinus abgeschrieben, was freilich lächerlich erscheint), der den Plan zu den Marloschülern von dem nunmehrigen Privatdozenten Dr. Ludwig Eckardt zu Bern, als derselbe noch Student war, erhalten, dessen Autorschaft in seinem neuesten Stücke „Graf Essex" ebenfalls angezweifelt wurde, sollte nun auch die Hand nach den „Eberuskern in Rom" ausgestreckt haben. Die Erklärung, die er in letzterem Betreffe gab, war allerdings etwas von der Sache zu sehr abschweifend und mit vielen unnöthigen Worten gespickt, allein er weiß deutlich auf den Dichter hin, der den „Fechter" geschrieben frei und ganz, und ist es gleich höchst auffallend, daß zwei Dichter jeder für sich auf eine und dieselbe Auffindung des Planes eines Stückes gerathen, absolut unmöglich ist dieß doch nicht, eben so wenig, als zwei Menschen nicht einen und denselben Traum fallen haben können. Karl Gutzkow geht in seinem offenen Brief an O. von Schorn noch weiter und meint, Wachert habe die Probe, die in der Augsburger allgemeinen Zeitung aus den „Eberuskern in Rom" abgedruckt ist, dem „Fechter von Ravenna" entnommen. Das wäre arg und Wachert müßte es hinnehmen, was ihm in der norddeutschen Theaterzeitung hingeworfen wird: „Fahr' Du zwischen Deine Schulbuben hinein und versuche es nicht, die ewige Poesie vom Himmel herabzubeten."

Wenn in norddeutschen Theaterblättern auch angeführt wird, Laube habe die „Eberusker in Rom" selbst umgearbeitet und die Verarbeitung aufgeführt, wie ein Blatt sich ausdrückt, das überhaupt Herrn Laube nicht hold zu sein scheint, so war dieß wahrlich recht in den Wind geschossen und Laube konnte ruhig darüber lächeln und brauchte deshalb keine Flatterminen springen zu lassen. Laube schreibt einen ganz andern Styl, als er im „Fechter von Ravenna" zu finden ist, eine andere gebundene Sprache. Und seine Prosa hat unzweifelhaft viele Heine'sche Anklänge, weßhalb einst von mir das

Werkspiel entstand: nur die Frühlingskraft des Heine's entwickelt das Hoffnungsgrün des Laube's.

Wollte man nun mit Gewalt einen innern Zusammenhang des „Fechters" und der „Gheruskr" erkennen und eine Priorität statuiren, so schenkt C. von Schorn letztere dem Dorfschulmeister, Gutzkow dem wirklichen Verfasser des „Fechters". Hätte Schorn also wirklich recht, so stellte sich das heraus, daß Laube das Bachert'sche Manuscript, das ihm anvertraut war, einem dritten zur Benützung überlassen und dann remittirt habe, nachdem er es vielleicht nicht einmal der Durchlesung gewürdigt. Das läßt sich aber nicht wohl vertheidigen und kann noch weniger bewiesen werden, zumal es bekannt ist, daß Laube höchst gewissenhaft in seinem schwierigen Geschäfte verfährt. C. von Schorn beschuldigt ihn zwar der Unregelmäßigkeit, allein das kann bei dem Drange, Allem genügen zu wollen, wohl hie und da vorkommen und ist, wie Gutzkow ganz richtig bemerkt, kein triftiger Grund gegen Laube's Wahrhaftigkeit in der Sache.

Weder im „Fechter von Ravenna," noch in den „Gheruskern in Rom" sind historische Treue und Pünktlichkeit, chronologische Uebereinstimmung mit der Geschichte zu finden. Das ist aber kein dramatischer Fehler, im Gegentheil, den Dichtern bleibt ein weiter Spielraum, die von ihnen aus der Geschichte gewählten Stoffe durch Idealisirungen abzuklären und mit Erfindungen zu bereichern, welche auf Geist und Gemüth wohlthuend wirken. Friedrich von Schiller hat den umfassendsten Gebrauch von dieser in der ars poetica des Horaz enthaltenen Lizenz gemacht, die durch den Hexameter bestätigt wird:

Pictoribus atque poëtis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Das Ende des traurigen Schicksals der Thusnelda und des Thumelicus sind sowohl in dem „Fechter von Ravenna" wie in den „Gheruskern in Rom" ein Ausfluß der patriotischen Gesinnung

einer willensfesten Frau, allein dieses Ende ist ein von der Geschichte abweichendes, denn die Geschichte überliefert uns nicht, wie und wann Thusnelda und Thumelicus gestorben sind, obgleich nach Wetzlinga der Sohn Armin's als Fechter gestorben ist, und zur Existenz dieser historischen Wahrheit sein ungemein schöner Kopf, ähnlich den Physiognomieen des Vaters und der Mutter, im Forum Trajans zu Rom abgebildet und später in's britische Museum nach England gebracht wurde. Auch der Name Thumelicus ist dem Knaben von den Römern, die das Recht hatten, den Sklaven zu benennen, gegeben worden nach seiner Bestimmung des Auftretens im öffentlichen Schauspiele. Viele der zu diesem Loose verurtheilten Germanen erblickten jedoch die tiefste Schmach darin, die römischen Cäsaren und das römische Volk im Amphitheater oder Circus durch Wettkämpfe zu ergötzen und gaben sich lieber oft auf die gräßlichste Weise den Tod *), als daß sie die traurige Berühmtheit erlangen wollten, als muthige gewandte Gladiatoren gefallen zu sein, die durch plastische Abbildungen ihrer Stellungen und ihres Sterbens der Nachwelt mit Beifügung ihrer Fechternamen überliefert sind. Zuweilen wurden auch blos die Köpfe tapferer Fechter dazu ausersehen, die Fußböden der römischen Paläste zu schmücken und noch lang nach ihrem Tode die Schande des Fußtritts zu empfangen.

Nach diesen Notizen ist es sehr zu verwundern, daß der deutschthümlich aussehende Franz Wacherl den Thumelicus nicht vertheilhafter charakterisirt, keine andere Katastrophe seines Stückes ausgesucht hat, ihm hätte wohl auch der Name Sigmar, wie Thusnelda nach Einigen ihren Sohn genannt, statt des ihm durch die Lanisten aufgedrungenen Namens Thumelicus lieber sein müssen, der aus

*) Seneca giebt ein Beispiel von einem Germanen an, der, als er, wie ein wildes Thier gefesselt, zum Amphitheater geführt wurde, seinen Nacken absichtlich in das Rad des Wagens brachte und sich ihn zermalmen ließ.

dem Griechiſchen *θυμέλη*, lateiniſirt in thumele, den unbedeckten Schauplatz für alle Arten öffentlicher Spiele bedeutet, woven die thumelici, im Gegenſatz zu den xysticis, die ihre Vorſtellungen in bedeckten Räumen gaben. Aus den Beſchäftigungen beider Benennungen ſind dann Beinamen geworden.

Iſt im „Fechter von Ravenna" dieß nicht beachtet, ſo liegt darin mehr die Wahl des Titels als Urſache der Charakteriſirung einer Perſönlichkeit durch den Dichter, die ihr inneres und äußeres Gepräge, das letztere durch früh begonnene und fortgeſetzte Uebungen, empfangen hat. Die Erziehung iſt ja die zweite Geburt des Menſchen, gewiß für moraliſche Eigenſchaften. Die Lehrer der Gladiatoren, für die in Ravenna die beſte auf Reſten des Staates beſtandene Schule exiſtirte, hießen zwar doctores, allein man konnte doch nicht von ihnen verlangen, daß ſie dem Sohne des Römerbeſiegers eine Erziehung im Sinne des Vaters oder der Mutter neben den Fechtübungen geben ſollten, da er ja eben deßwegen von dem Cäſar Tiberius nach Ravenna transportirt wurde, um nicht von ſeiner in Rom weilenden Mutter zum Haß gegen die Römer groß gezogen werden zu können. Mit dem Stolz, den die Sicherheit und Gewandtheit im Fechten dem Jüngling einflößten, konnten alle anderen Regungen der Seele ganz dunkel gelegt werden und deßhalb durfte alſo der Dichter des „Fechters von Ravenna" ſich volle Freiheit geſtatten, nur kann er es norddeutſchen Stimmen auch nicht übel nehmen, ſich nun einmal nicht davon abbringen zu laſſen, neupolitiſche Beziehungen in dem Stücke zu erkennen, die ihre Wurzeln in die Jahre 1848 und 1849 hineinſchlagen. Es iſt dieß allerdings weit hergeholt, allein erwähnt mag es doch ſein. Da der „Fechter von Ravenna" von Wien aus ſeinen Weg machte, ſo deuteten norddeutſche Aeußerungen darauf hin, der öſterreichiſche Particularismus, der ſich vom weiland deutſchen Parlamente in der Paulskirche zu Frankfurt am Main abtrennte, wolle ſich in dem

„Fechter" über das damals angestrebte Kleindeutschland Luft machen, das durch die Aprilschickerei der papiernen Kaiserkrone nach Berlin die Richtigkeitserklärung entgegenzunehmen hatte und sich dann selbst merdete.

Ob der Dichter des „Fechters" eine solche Insinuation auch nur im Entferntesten zugiebt, ist eine Frage, die wir gut mit „Nein" beantworten. Das untergeschobene Kind mag daher einem gänzlichen Siechthum und längst dem Tode verfallen sein, wie der „Fechter" sich noch lange auf den Bühnen erhalten wird, während auch Bacherl's „Gbernsker" einer baldigen Vergessenheit verfallen werden, die Erinnerung an sie müßte sich denn durch gegenwärtigen Streit wach halten, was aber in weit wichtigeren derartigen Fällen polemischer Natur nicht geschehen ist. In die weitesten Fernen deutscher Zunge ist aber gewiß dieser interessante literarische Rechtsstreit gedrungen, in welchem Franz Bacherl, der dem Frankfurter Konversationsblatt zufolge früher in Augsburg Stabstrompeter war, auf's hohe Pferd gesetzt wurde, dessen Advokat O. von Schorn endlich auf seine Provokation, der anonyme Verfasser des „Fechters von Ravenna" möge zur Wahrung seiner Ehre seinen Namen nennen, eine Erklärung Friedrich Halm's erzielt hat, in welcher sich derselbe zum Verfasser des Stückes bekennt. Die Erklärung ist sehr ruhig und decisiv gehalten und zuerst in der Oesterreichischen Zeitung erschienen. Andere Blätter schlauderten diese ausführliche Erklärung in Kürzungen mit ganz falschen Angaben in ihre Spalten hinüber, wieder andere unterwarfen sie einer Art Kritik, welche etwas keck die Wahrheit in der Erklärung anzweifelt und durchaus das letzte Bacherl'sche Wort haben möchte. In dem Eingang seiner Erklärung rechtfertigt Halm seine „consequent festgehaltene" Anonymität damit, daß er neben vielen andern Gründen dem Wunsche Nahrung gab, das Buch des „Fechters von Ravenna" sich selbst überlassen, von dem Einfluß des Namens des Verfassers weder begünstigt noch benach-

theiligt, seinen Weg machen zu sehen. In der Gesammtausgabe der Halm'schen Werke, die jedenfalls ein höchst schätzenswerther Beitrag zur schöngeistigen Literatur der Gegenwart genannt werden dürfen, würde auch der „Fechter von Ravenna" mit „der geschichtlichen Darstellung seines Ursprungs und seiner Schicksale eine Stelle gefunden haben, somit die Autorschaft des Stückes festgestellt worden sein. Die Angriffe, denen Laube ausgesetzt, die Windbüchsenschüsse, deren Ziel er war, veranlaßten den Dichter Halm, aus seiner Anonymität in seine Pseudonymität einzutreten, hinter welcher jedenfalls ein Charakter steht, der die Achtung verdient, die er genießt. Dadurch fällt der Vorwurf einer gemeinen literarischen Klibuſtierei, im Complett begangen, in sich selbst zusammen und Laube erscheint als gerechtfertigt, denn, wie die Erklärung Halm's darthut, konnte Laube selbst den Verfasser des „Fechters" nur aus dem Inhalte ahnen und errathen, da ihm das Manuscript von Dresden aus am 19. Januar 1854 zugesandt wurde und die Antwort unter der Adresse Fr. Wilhelm, Dresden poste restante, erbeten war. Dieser Umweg, der dem fraglichen Manuscripte vorgeschrieben war, mag die Conjecturen veranlaßt haben, die weiter oben berührt sind. Laube konnte demnach auf die Schorn'sche Aufforderung zu einer Erklärung zu Gunsten seines Clienten Bachert nur bestimmt erwidern, daß er (Laube) der Verfasser des „Fechters von Ravenna" *nicht* sei, nebenbei jedoch die Hochfahrte andeuten, auf der er zu finden, denn, daß er ihn bei dem Lesen des Manuscripts auf der Stelle erkannte, scheint außer allem Zweifel. Wie lange Halm brauchte, bis er sein Stück fertig hatte, wann er es begonnen und beendet, welche Ursachen der Verzögerung sich dem stetigen Vollbringen der geistigen Arbeit entgegensetzten, so daß erst am 18. Oktober (ein bedeutungsvoller Tag für Deutschland) 1854 die erste Aufführung des Stückes *unverändert*, wie es aus Halm's Dichtervermögen hervorging, statt finden konnte, das Alles ist in der

Erklärung gewissenhaft angeführt und es sind keine Motive zum Zweifel an der Wahrheit gegönnt, da Halm's soziale Stellung jedenfalls den Blick u offener und leichter bemerkbar ist, als die Stellung Anderer in den Gesellschaftsschichten.

Als Quelle für den „Fechter von Ravenna" sind in der Erklärung zunächst C. W. Göttling's gesammelte Abhandlungen aus dem classischen Alterthume, erster Band, 1851 in Halle im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses erschienen, worin der sechzehnte Aufsatz die Ueberschrift trägt: „Thusnelda, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus," der auf 25 Seiten gr. 8. Text und viele Noten enthält. Ist gleich der Text vornehmlich bestimmt für Kunst- und Alterthumsforschungen, zu deren Frommen drei lithographirte Abbildungen beigefügt sind: eine Statue der Thusnelda in edler heroischer Haltung mit trauerndem ernstem aber interessantem Gesichte, dann eine Statue der Ramis, Tochter des Chattenherzogs Actumer, die von tiefem Schmerz gebeugt dargestellt ist, in der Mitte beider der wunderschöne Kopf des Thumelicus, so bot dieser Aufsatz dem genialen Dichter namentlich in den Noten römischer Klassiker Stoff genug, um denselben mit eigenen Erfindungen zu einem Trauerspiele zu verweben, das zu den hervorragenden Beiträgen der dramatischen Literatur gerechnet werden darf und für die Bühnen, welche die nöthigen Kräfte zur Aufführung besitzen, eine höchst willkommene Gabe ist.

War es für Halm hinreichend, nach der Durchnahme des angeführten Aufsatzes auf der Stelle mit sich klar zu werden, daß darin die Hauptmotive für ein dramatisches Kunstwerk enthalten seien, so darf diese Stoffbestimmung füglich für das Geschick des Dichters Zeugniß einlegen, das nach wenig Fingerzeigen den rechten Weg zu finden weiß. Halm hält nicht hinter dem Berge mit diesen Fingerzeigen, er führt die Stellen an, aus deren Verbindung und Vergleichung sich in ihm, wie von selbst, der Grundgedanke seines

Stücks, der Kern der Handlung ergab. Es sind deren vier: 1) Arminius Gemahlin gab einem Sohne das Leben; der Knabe ward in Ravenna erzogen, und zu welchem Hohne des Schicksals er bald nachher aufgespart worden, werde ich seiner Zeit berichten. Aus diesen Worten ergiebt sich zuerst, daß Thumelicus, Arminius Sohn, entfernt von seiner Mutter erzogen wurde, welche wahrscheinlich in Rom zurückblieb, während der Knabe nach Ravenna gebracht ward. (Tacitus Annalen und Göttling.) 2) Thusnelda's Seele war feurig und patriotisch wie die ihres Gemahls, sie hätte den Sohn, wenn er bei ihr geblieben wäre, sicher im Haß gegen die Römer erzogen, darum ward er von ihr getrennt. (Göttling Seite 396.) 3) Wie ehrenrührig es freien Germanen gewesen, an einem öffentlichen Kampf Theil zu nehmen und wie sie sich selbst lieber den Tod gaben, als sich der Schmach aussetzten, den Römern ein solches Beispiel ihrer Tapferkeit um einen erlesen Zweck und zum Hohn ihres Volks zu gewähren. (Göttling Seite 100 und Seneca.) 4) Der Hohn aber, den Tiberius nach Tacitus über den unglücklichen Jüngling (Thumelicus) verhängt haben wird, kann sonach schwerlich in etwas Anderem bestanden haben, als daß der Sohn des Arminius, des Befreiers der Deutschen, des Besiegers der Römer, zum Gladiator auferzogen, später gezwungen ward, zur Feier eines Sieges, welchen die Römer über sein Vaterland davon getragen, öffentlich im Amphitheater oder Circus, vielleicht in Rom selbst, mit Andern zu kämpfen (Göttling Seite 399), was Thusnelda um jeden Preis zu verhüten trachtete.

Diese vier Stellen waren also für Halm die Fingerzeige zur Anlage und Ausführung seines Stückes, die dasselbe bestimmenden, und aus ihnen entfaltete sich ohne Widerspruch und wahr und natürlich die Charakterzeichnung der Thusnelda, hinter der alle anderen Personen des Stückes merklich zurückbleiben, welche die Katastrophe bildet und die Chance ausmacht, die einer befähigten und körper-

lich dazu ausgestatteten Darstellerin des weiblichen Heldenfachs einen ungetheilten Sieg erringen hilft. Die Rolle der Thusnelda ist gewißlich eine der dankbarsten Rollen für Fachspielerinnen.

Göttling läßt unter Tiberius Regierung den Thumelicus seine Schmach auf sich laden, Halm nimmt den Caligula unter seinen Personenstatus auf, weil er sich in seinem halben Wahnsinn als ein bei weitem besserer und bühnenwirksamerer Repräsentant des entnervt und entsittlicht zusammenstürzenden Römerthums darstellt, als der finstere, die letzten Jahre seines Lebens einsam auf Capri verschwelgende Tiberius.

Einem in einen andern Zeitraum versetzten Cheruster, Merovig, der vor dem Tode des Thumelicus im Stücke erscheint, hat Halm die Mission vertraut, Thusnelda in ihrem Ansinnen bei dem Sohne zu unterstützen, wodurch der Gegensatz zwischen den Ansichten und Grundsätzen der handelnden Personen ein gehobenerer wird. Nach den Annalen des Tacitus XI, 16., die Göttling in einer Note Seite 396 citirt, um das Alter des Thumelicus darzuthun, haben die Cherusker an den Cäsar Claudius die Bitte gestellt, den Sohn des Flavius Armin, den Enkel Armin's und letzten Sprossen ihres Fürstenstammes, auf den Königsthron setzen zu dürfen. Halm anticipirt in seinem Stück diese Thatsache und kleidet sie in die Erdichtung, alle deutschen Völker hätten sich von Neuem erhoben, um die Römer noch einmal so zu schlagen, wie es Arminius gethan, und Merovig bringt diese Sendung nach Rom, um den Sohn des Cheruskerhelden zu bewegen, sich an die Spitze zu stellen.

Der Lanist Glabrio, der dem Thumelicus vor den übrigen Fechtern den Vorzug giebt und die Strenge gegen ihn vermindert, die er gegen die anderen walten läßt, dann das Blumenmädchen Lycisca, zu der Thumelicus in einem sinnlichen Verhältniß steht, dienen dazu, wie Halm sagt, römische Entsittlichung und Verkommenheit in anderen Tinten darzustellen, und dürften zugleich die

Luſt und Liebe motiviren helfen, mit denen Thymelicus ſeinem Stande, ſeinem ſchnöden Handwerk anhängt. Auch der Bruder des Arminius, Flavius Armin, iſt nach Göttling in ſeiner Doppelſinnigkeit gezeichnet, wie es Seite 397 zu leſen iſt. Ramis, Thusnelda's gebeugte Leidensgefährtin, iſt 389 und 101 genannt und auf der lithographirten dritten Tafel abgebildet. Die Buhlerin des entnervten, geiſteskranken Caligula iſt ebenfalls in kurzen Zügen treu geſchildert.

Somit konnte ſich Halm getroſt auf die angeführte Quelle berufen und leicht behaupten, daß der, der von künſtleriſcher Compoſition einen Begriff habe, einſehen müſſe, daß ihm damit die Verwicklung ſeines Stückes und die Kataſtrophe, auf die es hinausläuft, in ihren Hauptzügen gegeben war. Und, wenn der Dichter ferner erwähnt, daß er nirgend weiter zu ſuchen, nur wenig zu erfinden und blos das in dem Göttling'ſchen Aufſatz fleißig und verſtändig zuſammengetragene Material zweckmäßig zu ordnen und zu verbinden hatte, um ſofort den Bau beginnen zu können, ſo liegt darin allerdings eine indirekte Negation, daß er das Bachert'ſche Stück „die Eberusker in Rom" geſehen oder geleſen habe. Auf die Schorn'ſchen Reklamationen konnte Halm nicht eingehen, wollte er den Schluß ſeiner Erklärung nicht ſelbſt vernichten. Der Vorſchlag, den geeichtlichen Weg einzuſchlagen, falls Jemand Anſprüche auf den „Fechter von Ravenna" machen zu können glaube, iſt kein ungeeigneter.

Die Standpunkte, die man gewonnen zu haben vermeint, ſind zum mindeſten ſehr unſichere und C. von Schorn's Behauptung, Bachert ſei der urſprüngliche Quell und geiſtige Eigenthümer des „Fechters von Ravenna," verliert mehr und mehr an Schärfe und Stärke. Die Sympathieen für Bachert nehmen ab, nach dem Erſcheinen der Halm'ſchen Erklärung wurden häufig die Verträge des

Pfaffenhofer Schullehrers aus den Rahmen genommen, mit ihnen verschwanden selbstverständlich auch die Autographen, das Motto, das die Redaktion der Augsburger allgemeinen Zeitung wahrhaft erschrecklich an Inhalt und Diktion nennt, weßhalb sie auch den ganzen Streithandel in's Gebiet der Posse verweist. Die Wiener waren dieses Streites, der in allen Blättern so gar breit geklopft worden ist, schon lange müde.

Schern will sein letztes Wort gesprochen haben, Laube auch, Halm hat seine Erklärung abgegeben und sich zu der Autorschaft des „Fechters von Ravenna" bekannt mit der Angabe der Quelle, die er benützt, es ist also billig, daß auch Bacherl selbst einmal das selbstständige Wort ergreife und angebe, woher er seinen Stoff zu den „Shermoskern in Rom" genommen, die merkwürdigerweise einen seltenen Parallelismus mit dem Stücke Halm's einhalten. Halm will sich in der Sache nur auf gerichtliche Entscheidung einlassen und das Publikum durch die fernere Verhandlung dieser Angelegenheit in öffentlichen Blättern nicht weiter ermüden. Die Bacherlianer fragen, warum Halm so lange zögerte, sich zu nennen, warum er Tausende von Tantièmen so lange unangetastet liegen ließ, warum er von den Nachweisungen Schern's keine Notiz nimmt ꝛc. ꝛc.? Sie wollen bewiesen haben, wie es komme, daß zwei Geistesprodukte nicht blos in der Idee, sondern im Gang derselben, in einzelnen Wendungen und Gedanken, einzelnen Phrasen, selbst einzelnen Fehlern so hart neben einander her laufen. Halm läßt sich aber weder auf diese Fragen, noch auf den Beweisbegehr ein und bleibt bei seiner Erklärung stehen, die, als von einem Ehrenmanne ausgegangen, keine schiefe Deutung, keinen Zweifel zuläßt. Am Ende müssen sich die Bacherlianer mit einem literarischen Wunder begnügen. Gerichtliche Beweise trauen sie ihrem Clienten in Sachen der „Shermoske" selbst nicht zu, Beweise, daß Halm den Fechter ganz

in dem Sinne und mit den von Bacherl neu gedachten und erfundenen Zuthaten zu den Obernokern ausgearbeitet.

Wenn behauptet werden will, die Gerichte würden nur auf den Grund der von sogenannten Dramaturgen eingeholten Gutachten ein Urtheil fällen können, die Dichterkotterie würde aber sicherlich nicht dem bayerischen Schullehrer beistehen, sie würde nicht in ihr eigenes Fleisch schneiden, nicht ein Glied ihres Leibes schwer verwunden u. s. w., so klingt das ganz Weichselbaumerisch, der in seinen jüngsten äußerst schätzbaren Gedichten solche Kotterieen so geißelt, wie sie diese Schnitze verdienen; allein eine solche Kotterie ist ja leicht kennbar und das Gericht, das die immerhin heikle Sache zu behandeln haben würde, möchte sich schwerlich an dergleichen Leute um ein Gutachten wenden. Dann ist doch wohl auch anzuführen, daß Bacherl eben so gut imponiren müßte, als Halm, vermöchte er anders das zu leisten, was Halm bereits geleistet hat und wofür er eine so große Anerkennung hinnehmen kann. Das wird indeß zweifelhaft, da Bacherl's Stück zumeist von den Bühnenleitern zurückgeschickt wurde, Halm dagegen nicht genug Stücke schreiben könnte, die allenthalben angenommen werden und Succeß erreichen würden.

Bei dieser Gelegenheit mag auch ein wahrscheinlicher Irrthum in die Schranken treten. Im Jahr 1819 soll Bacherl's Stück bereits fertig gewesen und an mehrere Bühnen verschickt worden sein (aufgeführt ist es nirgends), das stimmt aber nicht mit dem Schorn'schen Referat zusammen, denn dort heißt es, Bacherl habe 1852 ein Stück „Herrmann und Thusnelda" von der Berliner Hofbühne als unbrauchbar und nicht aufführbar zurückerhalten, das er in demselben Jahre dorthin eingeschickt, und dann erst in „die Obernoker in Rom" umgearbeitet, das am 12. Septbr. 1854 in Wien von der Direktion des Hofburgtheaters ebenfalls als zur Aufführung nicht geeignet bezeichnet und zurückgesandt wurde. Halm

begann seinen „Fechter" im Jahr 1852, wurde durch Krankheit wiederholt, auch durch Geschäfte unterbrochen, sie uno tenore fortzusetzen (was wohl auch ohne diese Störungen nicht wohl möglich gewesen wäre), vollendete indeß das Stück nach der letzten prüfenden Durchsicht und den nöthigen Kürzungen am 23. Dezbr. 1853. In einem kleinen Kreise vorgelesen, gelangte es, wie schon oben bemerkt, am 19. Januar 1854 auf dem Umweg über Dresden an Dr. Laube und kam auf dem Hofburgtheater am 18. Oktbr. 1854 zur Aufführung. Wer den Geschäftsgang an einem der besten Theater in Europa kennt, wo von der ersten Leseprobe an dem Schauspielpersonale die gehörige Zeit zum Einstudiren der Rollen gegönnt ist, dann mehrere Neben- und Hauptproben abgehalten werden, der wird die Zeitdauer vom Einlauf an bis zur Aufführung als nicht zu gedehnt erachten. Jedenfalls hatten die in dem Stücke beschäftigten Künstler ihre Rollen kalt nach dem Einlauf und dem Entschluß, den „Fechter" zur Aufführung zu bringen, in den Händen.

Vergleicht man diese Data genau, so muß dieser Vergleich schon einige Streiflichter auf den Vorwurf einer Umarbeitung des Halm'schen Stückes werfen und, da Halm wie aus „einem Guß" zu arbeiten pflegt, Bacherl jedoch, das Ver-, Um- und Ueberarbeiten nach Schern selbst in der Uebung hat, so muß auch darauf zurückgekommen und Gutzkow's Brief an Scherr wieder citirt werden. Dann verschwände freilich das oben angeführte literarische Wunder hinter der Natürlichkeit einer plumpen Operation.

Die Ansicht Einiger, als habe Bacherl dieselbe Quelle benützt wie Halm, würde jedenfalls der Angabe widersprechen, die „Ehernecker in Rom" seien schon 1849 fix und fertig gewesen, denn Gottlinger's Abhandlungen erschienen erst 1851. Uebrigens abgesehen davon, hätte Bacherl den finalen Aufsatz mit seinen vielen lateinischen Citaten und Noten, welche auf römische Schriftsteller hinweisen, schwerlich benützen können, denn daß ein Dorfschullehrer sein

in der Philologie der alten Welt bewandert ist, kommt nicht leicht vor, er würde alsdann nicht Dorfschullehrer bleiben. Was er in den neueren Sprachen aber nicht weiß, mag sein bekanntes „Nemimä“ bekunden, das er statt „estime“ unter einen Brief schrieb, vielleicht, um eine französische Tournure zu affektiren. Sein Motto aber zeigt den verwachsenen Naturpoeten, der durch seine schnurrigen Verse das Publikum theils amüsirt, theils alterirt haben dürfte. Wenn man aber in Erwägung zieht, daß jeder Autor, der sich ein Motto aus sich selbst wählt, nach dem Besten in sich sucht, das er zu geben vermag, so scheint Franz Bachert eben nicht sehr reich an poetischem Gestaltungsvermögen zu sein.

Am 2. April brachte die Beilage zu Nr. 93. der Augsburger allgemeinen Zeitung einen neuen Beweis durch eine angeblich alte Ballade, daß der dramatische Stoff des „Fechters von Ravenna,“ wie der „Cheruskerin Rom“ schon viel früher zu dichterischen Darstellungen benützt worden ist. Die Redaktion der Augsburger allgemeinen Zeitung fährt zwar mit dem Zweifelstrichregen einer Mystifikation dazwischen, doch fügt sie ein beruhigendes Zugeben hinzu. Die Ballade enthält allerdings sehr deutliche Aufforderungen zu dramatischen Bearbeitungen. Sie soll vor mehr als dreißig Jahren in der Dresdener Abendzeitung gestanden haben und in dem Abendblatt der neuen Münchener Zeitung ist zu lesen, daß in dieser Ballade der ganze Kern, Leib und Seele des „Fechters,“ wie der „Cheruskerin“ gefunden sind. Die Ballade ist überschrieben: „Thusnelda,“ unterschrieben: „Chlodar.“ Also ohne Zweifel auch hier wieder eine Pseudonymität. Die formelle Behandlung des Stoffes läßt zwar nicht auf einen Dichter wie Bürger schließen, der auf seine Balladen sich etwas zu Gute halten durfte, doch führt die Ballade, wie die neue Münchener Zeitung richtig bemerkt, auf die deutsche Allmanachthätigkeit zurück, auf jenes geistiggemüthliche Futter, das die Buchhändler bei gesegneter Körperconstitution

stitution, die Dichter in idealem Zuge und das Lesepublikum in dem einzefriedigten Behagen sauberer Unterhaltungslektüre erhielt; die produktiven und reproduktiven Künstler bekamen auch ihr Theil durch gelieferte Zeichnungen und Kupferstiche ab, mit einem Wort, es war eine Zeit, wo Alles zufrieden stand.

Sollte Bachert diese Ballade benützt haben? Sollte auch Halm dem Inhalte nicht fremd gewesen sein? Dann freilich käme das in Anschlag, was damit gesagt ist: „in beiden Stücken, im „Fechter," wie in den „Ghernokern," könne, wenn auch nicht dieselbe Geschichte, so doch die phantastische Behandlung derselben durch einen dritten zu Grunde liegen und beide Stücke müßten also sowohl in der Idee, wie im Scenenbau sich ähnlich sehen wie Brüder, weil sie Kinder eines Vaters, nämlich Ghetar's sind." Der Halm'sche Thumelicus hat indeß eine starke Aehnlichkeit in Haltung und Sprache mit dem Ingemar im „Sohn der Wildniß," er ist sogar schon ein Milchbruder desselben genannt worden und letzteren Stückes Autorschaft hat man noch nicht angezweifelt.

Was bei der Vergleichung des dramatischen Produkts von Halm und dem Fragment Bachert's, das abgedruckt dem Publikum zugänglich gemacht wurde, und der Ballade auffällt, ist der doch wohl nicht zufällige Umstand, daß in der bereits über dreißig Jahre zählenden Ballade auch der geistesirre Wüstling Kalligula statt des Tiberius auftritt, der in Wetzlinga's Aufsatz über Thumelicus das schmachvolle Loos des öffentlichen Werkamtes verhängt. Halm hebt diese Versetzung der Handlung in seiner Erklärung besonders als sein Werk hervor, was durch das Vorhandensein dieser Handlungsversetzung in eine spätere Zeit durch die Ballade widersprochen wird, oder Halm hat von der Ballade nicht die mindeste Kenntniß gehabt. Hat aber Bachert seinem Patron C. v. Schorn nicht zugestanden, daß er die Ballade zur Anlage und Durchführung seiner „Ghernoker in Rom" benützt habe, so wird er auch

jetzt nichts davon wissen wollen. In der Ballade erwartet den Thumelicus ein Löwe im Circus zum Kampfe, allein damit ist der Gang der Handlung nicht geändert, wie er in der Ballade, im „Fechter" und in den „Cheruskern" dargestellt ist, und diese Veränderung in Bezug auf den Kampf erinnert eben nur daran, daß im Betreff des Tellschusses bei verschiedenen Völkern ganz ähnliche Vorkommnisse aufbewahrt sind, wie die Sage von Alken aus Grönland, die schwedische Sage von Gigal, die nordenglische Ballade von drei Wildschützen, die dänische Sage von Teke, über welche Dichtungen ich ausführlich in meiner Vorrede zu einem Schweizer Festspiel gesprochen habe, das Wilhelm Tell zu Ehren 1545 von einem Bader Jacob Ruef verfaßt und von Eidgenossen aufgeführt worden ist. Dieses „hübsch und lustig Spyl" erschien 1813 im damaligen Verlage von Demmig, Kunz u. Comp. in Pforzheim. Darin weichen aber der „Fechter" und die „Cherusker" völlig von der Ballade ab, daß in der Ballade Thusnelda den Thumelicus nicht ermordet, während er schläft, sondern daß sie ihn bittet, ehe er zum Kampfe eilt, sein Schwert segnen zu dürfen. Sie küßt den Sohn, legt die Hände an den Griff des Schwertes, entreißt es ihm, durchstößt ihm das Herz und tödtet dann sich selbst.

Wie sich nun bis jetzt die Dinge gelagert haben, so wäre für den Streit keine Instanz mehr zu gewinnen, denn Bacherl wird keine gerichtlichen Ansprüche auf die Priorität seiner „Cherusker in Rom" erheben, er wird nicht beweisen wollen vor dem gerichtlichen Forum, Halm habe sich einer Verletzung des siebenten Gebots schuldig gemacht, indem er, der reiche Mann, dem Armen sein Gut geplündert. Diese Beweise dürften dann auch sehr schwer zu führen sein, wenn man sie nicht geradezu für eine Unmöglichkeit ansehen will, Bacherl's Versen in seinem Motto und Bacherl's Briefen gegenüber, die an Inhalt, Bau und Stylistik derrikel genannt werden mögen. Es ist nicht zu streiten, daß in dem Leben des ver-

untersten Menschen Augenblicke der Weihe und Begeisterung eintreten können, wo er der Poesie näher treten darf, allein, was er in solchen Augenblicken innerer Freudigkeit schafft, wird sein Erzeugniß zwar höher stellen, als seine Alltagswerke, aber wie der Vogel nicht über sich hinausfliegen kann, so bleibt auch die Phantasie eines sonst geistig beschränkten Menschen selbst in ihrem kräftigsten Aufschwung noch auf sehr mäßiger Höhe stehen. Das Fragment, das aus d.. „Ghernokern in Rom" in der Augsburger allgemeinen Zeitung abgedruckt ist und die Schlußscene des dritten Aktes in dem Bachert'schen Trauerspiel enthält, hat allerdings viel aus dem fünften Akte des Halm'schen „Fechters von Ravenna," namentlich im Gange der Handlung, und läßt man sich die Verse vordeklamiren, so gewinnen sie auch Halm'schen Klang, beim Selbstlesen sieht aber doch Vieles ganz anders aus. Auch fehlen hauptsächlich jene Verse, die Thymelicus auf dem Ruhebette schon halb im Schlafe spricht und die den Dichter, wie er sich auch verbergen möge, verrathen:

Porcia, wie hieß das Lied doch, das wir sangen?
Heißer Kuß und würz'ger Wein,
Rebenmilch und Konfetaugen,
Heißer Kuß und selig sein.

Diese paar Zeilen, gut vom Schauspieler, der den Thymelicus repräsentirt, gesprochen, üben eine sehr gute Wirkung. Wie dem schlummernden Clament sein Klärchen noch einmal vor seinem Gang zum Blutgerüste erscheint, so dem Thymelicus das römische Blumenmädchen, das in ethischer Rücksicht um eine Stufe tiefer steht, als Göthe's Klärchen, das jedoch auch in einem Verhältniß zu Clament gedacht werden darf, welches die platonische Liebe ohne Weiteres ausschließt.

Ist es nicht wohl zu leugnen, daß die Unterschiede zwischen zwei Dichtern nicht immer in Hauptmomenten und bedeutenden

Merkmalen zu finden sind, so darf man diese Verse gewiß als Zeugen für die Behauptung gelten lassen, Halm sei der Dichter des „Fechters," und hat Bacherl das Halm'sche Werk benützt, was mindestens eben so möglich ist, als das Umgekehrte, so that er wohl daran, diese Verse wegzulassen, denn man kann sie ein ganz bestimmendes Kenn- und Wahrzeichen Halm'scher Dichtungsart nennen.

Otto von Schorn hat nun offenbar die schwierigste Stellung in der Angelegenheit, denn er hat den ganzen Streit heraufbeschworen und dachte wahrscheinlich nicht daran, daß sein Vertrauen, welches er in Bacherl's Mittheilungen setzte, ihm den Dank eintragen würde, für mystifizirt gehalten zu werden. Seine Absicht geht auf das Schweigenwollen los, und doch geht die Aufforderung von vielen Seiten an ihn, zu sprechen, „sein Forschen nach Wahrheit in dieser Sache fortzusetzen und keinerlei Ergebniß desselben dem Publikum lange vorzuenthalten," wie ein Referent in der Beilage zum Korrespondenten v. u. f. Deutschland zu Nr. 98. vom 7. April d. J. sich ausdrückt. Gutzkow hat in seinem offenen Brief dasselbe Verlangen an Schorn gestellt, allein wie kann sich Schorn diesem Ansinnen unterziehen, wie sich die „moralische und juristische Garantie verschaffen, ob die Versicherungen Bacherl's ehrliche sind?" Nach der Halm'schen Erklärung in den Blättern ist von dieser Seite keine Sylbe weiter über den fraglichen Gegenstand zu erwarten, Halm würde sich im entgegengesetzten Falle nur selbst compromittiren, denn seine Erklärung ist so umfassend, so, wenn auch nur indirekt, abweisend gegen Bacherl, daß er keine weiteren Worte mehr verschwenden zu brauchen gewiß glaubt.

Dr. Laube geht auch nicht mehr auf die Sache ein, seine Berufung auf seinen Brief vom 28. August 1851, sein vorheriges weitschweifiges und doch unbestimmtes Auftreten haben ohnehin dem Publikum wenig behagen können, während er vielleicht seine Feder in engerer Hast halten mußte, als ihm lieb war. Käme der

Rechtsſtreit aber in den Gang, und Bacherl träte, trotz des Wehes, das ihm von ſeinen Gönnern zugerufen wird, als Kläger auf und machte ſeine Anſprüche auf ſein geiſtiges Eigenthum (?!) geltend, ſo könnte Laube jedenfalls der Mann der Enthüllungen werden, wenn die Zuläſſigkeit der Eideszuſchiebung conſtatirt würde, vorausgeſetzt, daß Laube dem Eide die Bedeutung unterlegt, die das juriſtiſche „da mihi probationem, do tibi jus“ in ſich faßt.

Nächſt Halm ſelbſt und Dr. Laube und vielleicht auch des Hofſchauſpielerperſonals der Wiener Hofburgbühne iſt Bacherl ſelbſt derjenige, der den Schleier der Wahrheit zu lüften vermöchte. Der ſchweigſame Dorfpoet ſcheint aber Schiller's Gedichte geleſen zu haben, und darin ſteht „das verſchleierte Bild zu Sais,“ deſſen Endverſe alſo lauten:

Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein.

Die bis jetzt unerledigt gebliebene Angelegenheit wird es auf dieſe Weiſe auch bleiben, d. h. in ſo fern unerledigt, als Bacherl nicht eines ſchönen Tages ſein Schweigen bricht und Geſtändniſſe macht, die jeden Zweifel in der Sache dann vollſtändig löſen. So viel ſteht feſt, daß im leſenden Publikum längſt eine Ermüdung entſtanden iſt, die Streitfrage in den verſchiedenen Blättern, alſo in Zerſplitterungen aufzuſuchen, daß aber ein Zuſammenfaſſen derſelben und eine hinzugegebene Kritik wohl ſehr willkommen geheißen werden dürften.

Obwohl es immer noch zwei Parteien in dieſer literariſchen Affaire giebt, ſo iſt doch zuverſichtlich anzunehmen, daß die für Halm ſtimmende die größere iſt, nicht aus ariſtokratiſchen Gründen, in dem Sinne nämlich, in welchem das Wort „ariſtokratiſch“ gewöhnlich in Anwendung gebracht wird, ſondern in derjenigen Ueberzeugungsfeſtigkeit, welche durch die Vorgänge vor dem „Fechter von Ravenna“ entſtanden iſt.

Wie die Mater der besseren Artung augenblicklich die künstlerische Schöpfung eines Meisterwerkes erkennen und über den Urheber nicht zweifelhaft sind, wie musikalische Kompositionen die originelle Geltung bestimmen und den Mischmasch von Reminiscenzen davon leicht unterscheiden lassen, so gilt das auch in formeller Hinsicht von den Werken, vornehmlich der Dichter. Das Wort „formell" soll aber hier nicht so gelten, als wollte aus der Handschrift die gesammte Charakteristik des Dichters entwickelt werden, sondern aus der Dichterform selbst, die auch in der complizirtesten Gestaltung noch auf ihren Ursprung zurückführt, sobald man sich im Auffinden geübt hat.

Der Dichter Halm hat dieses Auffinden bedeutend erleichtert, sowohl durch die Wahl, wie durch die Bearbeitung seiner Stoffe. Schon die erste dramatische Probe „Griseldis" giebt über das Gesagte Aufschluß. Es ist jedoch allerorten viel Lärm geschlagen worden, Halm oder vielmehr Freiherr von Münch-Bellinghausen selbst sei nicht der Urheber dieser splendiden Dichtung, der noch mehrere folgten, sondern, wie schon weiter oben angedeutet, ein Anderer, ein der Poesie treu ergebener Mönch, der Jugendlehrer des Freiherrn von Münch-Bellinghausen. Dieser Benediktinermönch, Namens Enk, dem der Reichthum der spanischen Dichtungen Form und Farben lieh, die unverkennbar in Halm's dramatischen Produkten auftreten, gab sein ihm überdrüssig gewordenes Leben dem zurück, der es ihm geschenkt, ohne es wieder zurückzufordern, verbrannte aber, um Nichts von sich zurückzulassen auf der Erde, seine sämmtlichen Papiere.

War es nun in der That sonderbar, daß Halm seine poetische Thätigkeit nach Enk's freiwilligem Tode lange in den Ruhestand versetzte, so reaktivirte er dieselbe glänzend wieder mit dem „Fechter von Ravenna" und in diesem ist Enk's unmittelbarer Einfluß ohne Einsprache doch wohl unmöglich, da er und seine Papiere

vernichtet waren. Die Virtuosität der neuen Halm'schen Schöpfung aber ist trotz des Vorwurfs, die berühmte effektvolle Tragödie sei ein unvollkommenes Stück, weil sie eines dramatischen Knotens entbehre und keine innere Charakterentwicklung habe, eine mit Recht allseitig bestätigte und der Vorwurf, wenn auch nicht total ungerechtfertigt, doch ein isolirt stehender, höchstens von Fachmännern angenommener.

Das jüngste Heft der Zeitschrift „Eureya" bringt nun aber einen Artikel mit „Halm der Dichter und Wachert der Schulmeister" überschrieben, worin ziemlich derb auf Halm gestichelt und eine andere Concurrenz neben der Wachert'schen aufgefunden wird, die aus dem Hertzfeldt'schen „Nemeten" gezogen ist. Demgemäß fühlt die „Eureya" mit dem frischen Luftzuge aus dem Teutoburger Walde einen dichterischen Hauch, der an Grillparzers Muse mahnt. Grillparzer wäre also ein neuer Concurrent in der Sache, der in seinem Pulte Bruchstücke eines Drama's liegen haben soll mit dem Titel „Thusnelda in Rom," das den tragischen Conflikt zwischen römischen und germanischen Elementen mit dem zum Gladiator gewordenen Sohn Armin's (Thumelicus) zum Inhalt habe.

Am Schlusse des Eureya-Artikels ist angeführt, daß die sich in ihren Melodieen beschleunigenden italienischen Musiker nicht gerichtlich zu belangen sind, daß auch die älteren Dichter von einander geborgt hätten, und ganz zuletzt heißt es: „Friedrich Halm thäte wohl, in seinen Geständnissen generös zu sein, wenn er in der Gesammtausgabe seiner Werke über die Anregungen, die er Andern verdankt, offen beichtete. Pater Gut seiner Zeit war auch Schulmeister. Schulmeister sind oft unbeholfen, ihre weltmännischen Schüler aber gewandt. Man kann von Schulmeistern lernen und darf sie nicht hinterher verachten."

Das heißt man wahrlich deutlich sprechen, ob aber auch recht, bleibt eine Frage ohne Fragezeichen. Halm wird aber auch dieß

gar verwinden und die Kraft zu neuem dichterischen Aufflug gewinnen, der alle Bedenken, Zweifel und Schmälerungen lichtet und schlichtet und dem Dichter die Triumphe sichert, die ihm von so vielen Seiten streitig gemacht werden wollen. Halm besitzt hinlänglichen Fonds, dieß auszuführen, er wird damit auch schwerlich auf sich lange warten lassen. An zur Benützung verwendbaren Stoffen ist auch kein Mangel, deßhalb möchte es in Halm's eigenem Interesse liegen, seinen reichen Genius zu neuen dichterischen Schöpfungen zu vermögen.

Druck von Fr. Campe & Sohn.

Charfreitag.

Erzählendes Gedicht

von

Friedrich Halm.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1864.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

I.

Ein Mönch bei trüber Ampel unsichrem Strahl
Beugt über Pergamente den Scheitel kahl;

Eng ist der Raum der Zelle und Kräuterduft
Betäubenden Gemenges füllt rings die Luft;

Retorten dampfen brodelnd dort überm Herd,
Drauf knisternd sich in Asche der Brand verzehrt;

Im Wandschrank in der Ecke, wie morsch er sei,
Drängt Tiegel sich an Tiegel in dichter Reih';

Bestäubter Rollen, Bücher verwirrt Gemisch
Füllt dort den Schrein, belastet hier Bank und Tisch;

Ein grinsendes Gerippe steht an der Wand
Und Sanduhr hält und Sense die Knochenhand;

Vom Fensterrande leuchten Phiolen her,
Die langgehalst, die bauchig, die voll, die leer;

Am Boden Mörſer, Schalen und manch Geräth,
Deß Nützlichkeit der Meiſter allein verſteht!

Dumpf iſt der Raum und düſter, und wer ihn ſchaut
Dem graut, wie friſchem Leben vor Grüften graut!

Doch hebt das greiſe Antlitz der Mönch empor,
Zerfließen die dunklen Schatten wie Nebelflor.

So hell und ſilbern leuchtet ſein weißes Haar,
Es ſtrahlt ſein blaues Auge ſo fromm und klar,

Es lächeln die bleichen Lippen ſo ſelig mild,
Daß Licht davon und Helle rings überquillt,

Daß ſich die Zelle weitet zum Königsſaal,
Und hell wie Sonnen leuchtet der Ampel Strahl;

Wer ſchaut die frommen Züge ſo ſtill und licht,
Der fühlt, daß draus Verklärung der Güte bricht,

Daß Engel mit dieſem Greiſe im Traum gekoſ't,
Daß Frieden ſeine Nähe und Seelentroſt.

II.

Wer pocht an's Thor in ſtiller Nacht
So laut mit derben Schlägen?
„Ihr, drin im Kloſter! Aufgemacht!
„Seid taub ihr allerwegen? —“
Ein Fenſterlein wird aufgethan;
Und unten pocht es wieder!
„Was pochſt und lärmſt Du, guter Mann?“
Tönt eine Stimme nieder.

„Weckt Bruder Seelentroſt mir auf!“
Spricht's unten an der Thüre,
„Daß raſch ich ihn in Sturmes Lauf
„Zu einem Kranken führe! —“
„Ihn wecken? — Ei, er hat zur Noth
„Dein Pochen wohl vernommen;
„Doch ſprich vorerſt, auf weß Gebot
„Und wohin ſoll er kommen? —“

„Der Großprior Minorca's, wißt,
„Don Luis de Maurique,

„Der Lara's edlem Haus entſprießt,
„Der will, daß man ihn ſchicke! —"
„Was fehlt dem Ritter? Sag' auch dies,"
Vom Fenſter es erſchallte,
„Daß, was ſonſt hilfreich ſich erwies,
Bereit der Bruder halte! —"

„Was ihm gebricht, weiß er allein!"
Ertönt als Antwort wieder,
„Doch ſcheint es, ſchlimmen Fiebers Pein
„Wirft ſeine Stärke nieder.
„Das Auge matt, die Stirne fahl,
„Die Glieder dürr und hager,
„Vergällt ihm Ekel Trunk und Mahl,
„Und Ruhe flieht ſein Lager!

„Nun aber, da ich Antwort gab,
„Laßt nun den Bruder kommen! —"
„Er kömmt gleich!" tönt es drauf hinab;
„Er ſelbſt hat Dich vernommen! —"
Und emſig raſft der Mönch Arznei
Zuſammen in aller Eile
Und ſegnet jede ſtill dabei,
Daß ſie urkräftig heile.

Aufklirrt zuletzt das Kloſterthor,
Und lächelnd ſtill und heiter,
Tritt aus dem Dunkel der Greis hervor,
Zu folgen dem Begleiter.
Der fragt: „Seid ihr es?“ — Doch er ſchweigt;
Ein Blick nur in die Züge,
Die Bruder Seelentroſt ihm zeigt,
That völlig ihm Genüge!

III.

Valencia! Warum ſo leer
Sind deine Straßen weit umher?
Warum ſo lautlos ſtumm die Nacht?
Kein Liebeslied, das da erwacht,
Kein Klang von Laute oder Zither,
Kein Mädchen lauſchend hinterm Gitter
Auf ſchmelzender Romanzen Klang,
Auf heißer Liebesworte Drang,
Kein froh Gelag, kein Becherſchall,
Nicht Hilferuf, noch Ueberfall

Und Schwertgeklirre frisch und hell
Von einsam nächtlichem Duell!
Valencia! Warum so still,
Da doch der Lenz erwachen will,
Da würzig dir von Baum und Strauch
Hereinweht süßer Blüthenhauch,
Da heller, glänzender als je
Dich bräutlich schmückt des Mondlichts Schnee;
Valencia! Warum so leer
Sind deine Straßen weit umher?

Es war der Tag, an dem vor vielen Tagen
Im Tode einst des Heilands Auge brach!
Es war der Tag, an dem an's Kreuz geschlagen
Der Scheidende zu seinem Vater sprach:
„Erbarmen! Laß Vergebung sie gewinnen,
„Sie wissen nicht, o Herr, was sie beginnen! —"

Darum so stumm, darum so still,
Wenn gleich der Lenz erwachen will,
Darum, Valencia, so leer
Sind deine Straßen weit umher!
Darum birgt scheu sich im Versteck
Gewaltthat sonst so dreist und keck,

Darum ertönt kein Liedesklang
Die mondenhelle Stadt entlang,
Drum weckt der beiden Wandrer Tritt,
Hineilend mit beſchwingtem Schritt,
Heut nur der Straßen Wiederhall!
Den Tag, der ſühnt den Sündenfall,
Ehrt Schweigen rings, und ſchwellen auch
Von Lenzesblüthen Baum und Strauch,
Heut wecket Taumel nicht ihr Duft;
Als Weihrauch weht er in die Luft,
Als Opfer ihm, der ſterbend ſprach:
„Vergib, Herr, was ihr Wahn verbrach!“

IV.

„Da ſind wir!“ ſpricht der Führer und pocht in Haſt
An's Thor, das ächzend aufthut der Flügel Laſt.

„Geſegnet Euer Eingang!“ beginnt er dann,
Und winkt dem Mönch in Eile die Trepp' hinan;

Und führt ihn durch weite Säle, voll Glanz und Pracht,
Wie's ziemt dem Hauſe Lara und ſeiner Macht;

Und führt ihn durch Gemächer, von Meiſterhand
Verherrlicht mit Gemälden an Deck' und Wand;

Zuletzt in einer Halle nur Dämmerlicht,
„Hier harret!" zum Gefährten der Führer ſpricht;

Und raſch durch die Tapete entſchwindet er,
Als ob er in Luft ein Schemen zerfloſſen wär'!

Der Mönch allein geblieben blickt ſcheu ſich um,
Und muſtert das Geräthe der Halle ſtumm.

Dort Waffen in der Ecke, bedeckt mit Staub,
Und Roßſchweif und Standarten, des Siegers Raub;

Hier Kiſſen aufgeſchichtet zum Ruheſitz,
Und drauf ein Büßergürtel voll Dornen ſpitz;

Hier Leda mit dem Schwane, und dort umblitzt
Vom Strahlenſchein der Heiland, aus Holz geſchnitzt;

Dort Kannen, Becher, Schalen von Golde ſchwer,
Drin trocken Brod und Waſſer vom Quelle her;

Am Boden hier die Laute, entſaitet ganz,
Und Geißelſtrick daneben und Roſenkranz!

Er ſchaut all dies und zweifelt, ob's Traum nicht ſei,
Und ſchüttelt ſchmerzlich lächelnd das Haupt dabei;

„Weh," ſpricht er zu ſich ſelber „weh dem, der hier
„Von Luſt zur Andacht taumelt, ein Kreiſel ſchier;

„Weh ihm, der in den Lüften ein Fangball ſchwebt,
„Und weder ſtirbt in Wahrheit, noch wahrhaft lebt!

„Weh ihm, dem Kraft zur Sünde, zum Heil gebricht;
„Er kennt den Weg zur Wahrheit und geht ihn nicht!"

Und wirft ſich auf die Knie und betet ſtill,
Wie einer der zum Kampfe ſich ſtärken will;

Und wie ſein Beten flüſternd ſich ſchwingt empor,
Da ſchwebt die ſtille Zelle daheim ihm vor,

Die ſchmucklos kahlen Wände, der morſche Schrein,
Des Herdes Glut, der Ampel unſichrer Schein,

Und all die tiefe Stille, die dorten wohnt,
Und all der ſel'ge Frieden, der dorten thront!

Und froh empor zum Himmel, der ihn geführt,
Erhebt er des Herzens Fülle, den Blick gerührt,

Und dankt ihm ſtill, daß gnädig er ihn entrafft
Dem wilden Drang des Lebens, der Leidenſchaft,

Daß nie ſein Fuß vom Pfade des Glaubens wich,
Daß niemals Zweifel folternd ſein Herz beſchlich,

Daß ſeine ſtille Zelle nie Zeugniß gab,
Hier wog' ein Herz wildſchwankend Well' auf, Well' ab!

V.

Ein Vorhang rauſcht und Schritte werden laut
Und fernher aus der Halle Dämmerdunkel
Blitzt düſter zweier Augen Lichtgefunkel,
Starr, wie nach ſeinem Raub der Tiger ſchaut!

Der Mönch erhebt ſich, und nun tritt ein Mann,
Zur Erde halb den grauen Scheitel neigend
Und krankhaft hohl die bleichen Wangen, ſchweigend
Mit ernſtem Gruß zu ſeinem Gaſt heran!

Und näher tretend blickt ein Angeſicht
Dem Mönch verwittert und zerſtört entgegen,
Wie Trümmerſchutt, der auf des Wandrers Wegen
Ihm mahnend von verſunkner Größe ſpricht!

Ja, dieſes Auges jetzt erloſchner Strahl
Entflammte hell einſt wie das Licht der Sterne;
Der welke Mund, dem Lächeln nun ſo ferne,
Er jubelte vordem bei Tanz und Mahl;

Und dieſe Stirn, durchpflügt von Furchen jetzt,
Sie war einſt weiß und glatt und ſpiegeleben,
Und nun untilgbar eingebrannt für's Leben
Hat Seelenangſt ihr Siegel draufgeſetzt! —

Lang ſchauen ſich die beiden ſchweigend an,
Als wollten, Gegenſatz im tiefſten Weſen,
Im Antlitz ſie, was jeder wäre, leſen;
Doch endlich hub der Johanniter an:

„Du alſo biſt es," ſpricht er wie mit Hohn,
„Du biſt's, den Bruder Seelentroſt ſie nennen,
„Deß Ruhm ſelbſt Malta's ferne Küſten kennen
„Als König auf der Heilkunſt goldnem Thron? —"

„Mein Nam' iſt Paulus, Herr!" ſpricht jener ſtill.
„Und Ordensbruder bin ich bei Sanct Peter,
„Und nannten Seelentroſt mich unſre Väter,
„So iſt's ein Name, der nichts ſagen will!

„Nur Einer tröſtet, Herr, der Seele Schmerz,
„Und war ich auch nach meinem beſten Wiſſen
„Zu heilen leiblich Leiden ſtets befliſſen,
„Wer heilte als nur Gott ein krankes Herz?

„Mag ſein auch, daß der Himmel," fährt er fort,
„Durch mich einmal Troſtloſe ließ geneſen,
„Dann iſt's ſein Werk, nicht meines, Herr, geweſen:
„Mein Seelentroſt iſt nur ein eitel Wort! —"

Der Bruder ſchweigt, und jener lacht wild auf:
„Ich dacht' es wohl! Nur immer Lügenkunde
„Führt tauſendzüngiges Gerücht im Munde,
„Vollbrächt' es um den Erdball auch den Lauf!

„Die Seelen tröſten alſo kannſt Du nicht?
„Was kannſt Du alſo? Nach dem Pulſe faſſen,
„Decocte miſchen und zur Ader laſſen!
„Was kannſt Du? Sprich! Laß leuchten doch Dein Licht! —“

Da ſpricht der Mönch: „Ich thu', Herr, was ich kann!
„Zwar Todte nicht vermag ich zu erwecken;
„Doch ließ manch Mittel mich der Herr entdecken,
„Das Hilfe brachte manchem ſiechen Mann! —“

„Ei, was Du ſagſt!“ ſpricht jener; „nun wohlan,
„Du ſiehſt, es nagt ein Wurm an meinem Leben;
„Am dürren Gaumen will die Zunge kleben,
„Und wechſelnd Froſt und Hitze faßt mich an.

„Mich flieht der Schlaf, mich reizt nicht Mahl noch Trank,
„Mein Aug' erliſcht; als zählt' ich ſiebzig Jahre
„Verkömmt mein Leib, ergrauen meine Haare!
„So heil' mich denn, Du ſiehſt wohl, ich bin krank! —“

„Ihr nennt Symptome“, ſpricht der Mönch, „nicht mehr,
„Doch ſoll vor meiner Kunſt dies Siechthum ſchwinden,
„So gilt's vorerſt des Uebels Wurzel finden:
„Ich heilte ſonſt auf blindes Ungefähr!

„Und dieſe Wurzel, Herr —“ der Bruder ſchweigt,
Und jener höhniſch lächelnd ſpricht: „Ganz richtig,
„Des Uebels Wurzel finden iſt höchſt wichtig;
„Und hat ſie Deinem Scharfſinn ſich gezeigt?

„Wo ſitzt der Fehler? Rede! Nenn' den Ort! —“
Da ſpricht der Mönch: „Ich möcht', ſoll ich's bekennen,
„Ihn ſchuldbeladenes Gewiſſen nennen! —“
„Verwegner!“ kreiſcht der Ritter auf dies Wort;

Der Mönch jedoch blickt ernſt und mild ihn an:
„Ihr wart es, Herr, der meinen Rath begehrte;
„So übt' ich denn, was meine Kunſt mich lehrte,
„Und nur des Arztes Pflicht hab' ich gethan,

„Des Arztes Pflicht, der Euer Uebel kennt
„Und ſorgend, daß vom Brande ſie geſunde,
„Aetzt, brennt und ſchneidet in der Wunde,
„Ob grauſam auch des Kranken Wahn ihn nennt!

„Doch zürnt Ihr, Herr, ſo endet auch mein Amt;
„Ich kam und gehe wieder nach Gefallen! —“
Und wendet ſich zur Thür; doch mit den Krallen
Des Raubthiers, wild vom Zorn das Aug' entflammt,

Faßt rauh der Ritter ihn bei Hals und Bruſt:
„Was weißt Du, ſprich, und wer hat Dir's verrathen? —“
So ſtammelt er und Flocken Schaumes traten
Auf ſeine Lippen: — „Sprich, Du ſollſt, Du mußt! —“

Da faßt der Bruder ihn mit raſcher Hand
Und hat ihn ſchnell zum Pfeiler hingezogen,
Wo leuchtend zwiſchen hohen Fenſterbogen
Ein Spiegel blinkt von goldgeſchmückter Wand!

„Hier ſeht, wer Euch verrieth!“ beginnt er dann,
„Der unſtät düſtre Blick, die ſcheuen Mienen,
„Die Purpurgluth, die aufflammt jetzt in ihnen,
„Die haben mir das Räthſel kund gethan.

„Und dieſe hier,“ er zeigt auf das Geräth,
Verſtreut rings in der Halle weiten Räumen,
„Die ſtummen Zeugen, wie in ihren Träumen,
„Im Wachen es um Eure Seele ſteht! —“

Er ſpricht's und läßt ihn los, und jener blaß
Bis in die Lippen, ſenkt das Haupt zur Erde;
Zorn ſpricht und Scham aus Zügen und Geberde,
Doch Schmerz auch ohne Troſt und ohne Maß.

Jetzt ſinkt er auf des Lagers Kiſſen hin,
Erſchöpft im tiefſten Mark, und ſo umranken
Wie Dorngeflecht ihn folternde Gedanken,
Daß kaum des Mönchs er mehr zu denken ſchien;

Der naht ihm jetzt und er fährt auf! Doch dann
Entwirrend ſich aus der Betäubung Netze,
Dann winkt er ſtill ihm zu, daß er ſich ſetze,
Und ſinnt und flüſtert endlich: „Hör' mich an! —"

VI.

„Ich weiß nicht, Mönch, ob Wahrheit jenes Wort,
„Das erſt ein Schwert Du mir in's Herz gebohrt!
„Ich weiß nur, Salomon im härnen Kleide,
„Es wühlt und brennt in meiner Seele Mark;
„Hinſiecht mein Leib, einſt blühend friſch und ſtark,
„Und einem Tropfen Gift erlagen beide.

„Nach Hilfe ſuchend fand ich Täuſchung nur,
„Der Himmel hört nicht, taub iſt die Natur!
„Willſt Du's verſuchen und die Schlange zähmen,

„Die jahrelang mein Herz umſchlungen hält,
„So ſei's! Du kennſt das Uebel, das mich quält,
„Und ſollſt in Kürze nun noch dies vernehmen —"

„Nicht Kürze frommt, wo's Heil und Leben gilt!"
Mahnt hier der Mönch: „Wovon das Herz Euch ſchwillt,
„Die Wahrheit ohne Rückhalt müßt Ihr geben,
„Wenn Troſt Euch werden, Rath Euch nützen ſoll! —
„Es ſei," ſpricht jener in verbißnem Groll,
„So hör' denn breit und lang mein ganzes Leben!

„Doch eins vorerſt! Wie viel iſt's an der Zeit? —"
„Der Zeiger rückt auf Eilf! —" „Dann iſt's noch weit
„Bis Mitternacht, und kommt ſie — doch zur Sache! —
„In Lara's Stamm, ob reich und mächtig auch,
„Verbeut dem jüngern Sohne alter Brauch,
„Daß Anſpruch er an's Vatererbe mache.

„Der Erſtgeborne, daß des Hauſes Glanz
„Sich niemals mindre, nimmt das Erbe ganz;
„Die Brüder läßt die Menſchheit er beglücken:
„Beim Heere dieſen, jenen vor dem Maſt,
„Im Chorrock den, der nicht zu Beßrem paßt,
„Und ſorgt nur kräftig für ihr Vorwärtsrücken.

„Da wird denn dieſer Biſchof, Cardinal,
„Der Connetable, jener Admiral!
„Ob ſie's verdienen? Ei, wer hegte Zweifel?!
„Was Lara heißt, iſt Heil'ger oder Held,
„So war's, ſo bleibt's! Das iſt der Lauf der Welt,
„Das heißt, ſie geht auf dieſem Weg — zum Teufe

„Genug, auch mir fiel jenes ſchöne Loos!
„Vorausbeſtimmt in meiner Amme Schooß
„Zum Ritter ſchon in Sanct Johannes Orden,
„Ward wohl ich eingeſchult im Waffenſpiel
„Und lernt auch ſonſt noch Vieles, doch nicht viel,
„Und nahm das Kreuz, als mündig ich geworden.

„Vom Vaterhauſe ſchied ich ohne Schmerz —
„Ich hatte damals, mein' ich, noch kein Herz,
„Ich fand es erſt auf meines Lebens Bahnen —
„Und munter ſchifft' ich mich zu Malta aus
„Und fand mich bald daheim im Ordenshaus
„Und glühte vor Begier auf Caravanen!

„So nennt man, Mönch, das Kreuzen auf dem Meer
„Um Strand und Häfen der Ungläub'gen her,
„Das Lauern, ob ein Schiff den Anker lichtet,

„Und naht's, dann frisch es packen, entern keck,
„Mit blankem Hieber springen auf's Verdeck
„Und metzeln bis der letzte Mann vernichtet.

„Ein Andrer nennt vielleicht es Schlächterei,
„Wir nannten's Caravanen! — Wie dem sei,
„Das war nun meine Lust und mein Entzücken!
„Ich focht mit Glück und ward mit Ruhm genannt,
„Bekam auch bald ein Fahrzeug wohlbemannt,
„Und konnt' auf eigne Faust nun Lorbeern pflücken!

„So that ich auch, mit rasender Begier
„Nach Abenteuern sucht' ich dort und hier,
„Und eines Tages mit drei Türkenschiffen
„In tollem Dünkel ward ich handgemein,
„Die aber schloßen rings mich Thoren ein
„Und von drei Seiten ward ich angegriffen!

„Heiß war der Kampf, und bald der Ueberzahl
„Erlag die kleine Schaar, der ich befahl;
„Ich selber sank, und über mich erhoben
„Den Säbel sah ich schon zum Todesstreich,
„Da wirft ein Ritter, einem Tollen gleich,
„Dazwischen sich, für mich ihn zu erproben!

„Er ſtürzt, und überſtrömt von ſeinem Blut
„Taucht Ohnmacht beide uns in Lethe's Fluth!
„Zum Glück indeß zu unſrer Hilfe fliegen
„Ein Ordensſchiff und andre fünf daher;
„Da denkt der Türke nicht an Beute mehr
„Und macht ſich fort und läßt für todt uns liegen! —

„Zu Leben und Beſinnung neu erwacht,
„In's Ordensſpittel fand ich mich gebracht
„Und neben mir lag er zum Tod getroffen,
„Der erſt das Leben für das meine bot;
„Ich leicht verwundet, er ſo ſchwer bedroht,
„Daß Rettung lange kaum auch nur zu hoffen!

„Und als er ſo vor mir lag, bleich und ſtumm,
„Erkannt' ich ihn! Er ſchlich um mich herum
„Auf Malta ſchon, und ſchien mir ſehr ergeben.
„Wie das ſo kam, wer weiß es? Denn ich war
„Stolz, höhniſch, kalt und aller Milde bar;
„Doch liebt' er mich und gab für mich ſein Leben!

„Er hieß Alphons, de Vera zubenannt,
„Ein Spanier wie ich, mir halb verwandt,
„Woran er, ſcheint's, ſehr viel, ich niemals dachte;

„Doch als er ſo vor mir lag, mit dem Tag
„Erhob in mir ein Uhrwerk ſeinen Schlag;
„Es war mein Herz, das leider da erwachte!

„Und von dem Tag an wankte nicht und wich
„Mein Blick von ihm mehr, und kein Schlaf beſchlich
„Mein wachſam Aug', bis völlig er geneſen!
„Und als er's war, als nur die Narbe blieb
„Auf ſeiner Stirn von jenem Säbelhieb,
„Welch Glück wär' je dem meinen gleich geweſen!

„Und welcher Freundſchaft Band umſchlang uns dann!
„Was Pylades je für Oreſt gethan,
„Für Damon Pythias, wie gänzlich wollten
„Wir's überſtrahlen, daß die Enkel nicht
„Von jenen mehr, daß Sage und Gedicht
„Nur mehr von unſern Namen wiſſen ſollten!

„O welch Entzücken, welche Seligkeit,
„Zu prunken in der Freundſchaft neuem Kleid,
Als Eins in zwei Geſtalten ſich zu zeigen;
„Sich vorzuprahlen, was auch kommen mag,
„Die ſchlimmſte Stunde und der rauh'ſte Tag,
„Und was auch flieht: „Der Freund bleibt doch mein eigen!"

„O Jugendwahn, o Kinderſchwärmerei!
„Das Leben flieht dir wie ein Traum vorbei,
„Und du, du willſt Gefühle dir bewahren,
„Die Kinder einer Stunde, todt mit ihr,
„Hinſtäuben wie des Frühlings flücht'ge Zier,
„Bis neue Lenze neue uns gebaren!

„O eitler Dünkel, toller Selbſtbetrug,
„Der wähnt, des Menſchen Wille ſei genug
„Zu ſchaffen, zu erhalten, zu zerſtören,
„Da all' wir doch die Narren nur der Zeit,
„Die Sclaven nur der eignen Nichtigkeit,
„Der Macht des Zufalls, nicht uns ſelbſt gehören!"

„Halt!" ſpricht der Mönch. „Wir ſind vom Joch der Zeit,
„Des Todes durch des Heilands Blut befreit;
„Den Weg, den jeder wählt, mag jeder gehen!
„Nicht Ungefähr, nicht blinden Zufalls Macht,
„Gott iſt's, der über unſer Schickſal wacht,
„Und was in Gott begann, das bleibt beſtehen! —"

„Mag ſein denn," ſpricht der Ritter, „frommer Mann,
„Daß unſre Freundſchaft nicht in Gott begann,
„Doch ſicher warf der Teufel ſie in Scherben!

„Hör' weiter nur, es klingt gar wunderſam,
„Welch Lärvchen vors Geſicht der Schlaue nahm,
„Das Eden unſrer Träume zu verderben."

VII.

„Wir waren unzertrennlich, wie geſagt,
„Als wären wir von jeher Eins geweſen;
„Was er erhob, gefiel mir ungefragt,
„Und er verwarf, was minder mir behagt;
„Horaz und Maro lernt' ich von ihm leſen,
„Und er dafür, den Weltluſt nie geplagt,
„Der kaum dreiſt aufzublicken je gewagt,
„Er wandelte nach meiner Art ſein Weſen;
„Er trinkt und ſpielt die Nacht durch, bis es tagt,
„Und ſchlägt ſich, gibt es Händel, unverzagt;
„So lebten wir ein ſelig Doppelleben,
„Ich ihm, er mir in Andacht faſt ergeben!

„Ja, Sympathie — ſo denk' ich, heißt das Wort,
„Und iſt auch mehr nicht als ein Klang, ein Namen —
„Du lockſt, ein Irrlicht, uns nach da und dort,

„Und löſcheſt aus, wenn in den Sumpf wir kamen!
„O blinder Wahnſinn! — Doch ich fahre fort!

„Wir waren einmal Nachts in See geſtochen,
„Und kreuzten Beute ſuchend hin und her
„Und dämmernd war der Tag kaum angebrochen,
„Da taucht ein Pünktchen plötzlich aus dem Meer,
„Und wächſt und wächſt. — Geſchwind, das Fernrohr her!
„Ein Fahrzeug iſt's und zeigt herangekrochen,
„Den Halbmond! — Wie der Hund, der Schweiß gerochen,
„Der Fährte folgt und läßt von ihr nicht mehr,
„So jagten wir auch, eine Menſchenmeute,
„Blutwitternd ohne Raſt nach unſrer Beute!

„Sie ward erreicht und bald der Feind bezwungen,
„Das heißt erſchlagen, was den Turban trug;
„Doch barg das Schiff noch andres Volk genung,
„Die Chriſtenſclaven nämlich aller Zungen,
„Die wegzuführen unſerm Feind gelungen
„Von da und dort auf ſeinem Räuberzug,
„Die hielten unſre Kniee nun umſchlungen,
„Und prieſen Engel uns, die raſch im Flug
„Aus Wolkenhöhen ſich herabgeſchwungen,
„Zu züchtigen Gewaltthat, Raub und Trug,

„Und derlei mehr. Ich aber hielt für klug
„Zu ſehen, ob nicht Beſſres wir errungen
„Als eitlen Dank, nach dem ich wenig frug,
„Und war in die Cajüte eingedrungen!

„Dort aber — doch warum mit Müh und Noth
„Dir ſchildern, was mein trunken Aug' geſehen;
„Du würdeſt mich nur hören, nicht verſtehen! —
„Drum kurz, der Anblick der ſich dort mir bot,
„Ein Mädchen war es, das, da Kampf gedroht,
„Hierher ſich barg, ſein Wüthen nicht zu ſehen,
„Und das nun ungewiß noch, was geſchehen,
„Mich zweifelnd anſtarrt, bis ein flammend Roth
„Ihr Antlitz anhaucht und in ſtummem Flehen
„Sie knieend nach mir ſtreckt die weißen Arme,
„Daß ſchützend ihrer Noth ich mich erbarme!

„O ſie war ſchön! Wie ringelte ihr Haar,
„Als ob ein goldner Mantel ſie umfloße,
„Sich üppig dicht um ihrer Schultern Blöße!
„Wie funkelte das dunkle Augenpaar,
„Als ob des Weltalls Licht ſich draus ergöße,
„Und dieſe Lippen, Roſen ganz und gar,
„Als ob der Lenz nur eben ſie erſchlöße,

„Der Stimme Wohllaut ſchmelzend weich und klar —
„Doch ſieh, wie Narren wir der Stunde bleiben,
„Nun that ich's doch, und wollt' erſt nicht beſchreiben!

„Mir war's wie Traum, ich lebte nicht, ich ſah!
„Und auch Alphons, der, ſeit ich ihm entſchwunden,
„Nicht ruhte, bis er meine Spur gefunden,
„Auch er ſtand ſtumm, ein Bild des Staunens da.
„Doch endlich ward der Starrſucht ich entbunden;
„Ich ſprach vorerſt nur Silben: Nein und Ja!
„Dann Worte, wenig, aber tief empfunden,
„Und endlich fragt' ich ſie, wie es geſchah,
„Daß ſie zum Raub ward jenen Türkenhunden,
„Und ſagt' ihr auch, wär' ihre Heimath nah', —
„So ganz umſtrickten ſchon mich Netz und Schlingen —
„Ich wollte ſelbſt dahin zurück ſie bringen!

„Da weinte ſie, und weinte lang und heiß
„Und rauft ihr Haar dabei, und ſchlägt die Brüſte!
„Sie war daheim auf Napel's ſonn'ger Küſte;
„Da landet eines Tags die Schaar des Beys,
„Umringt und hält ſie feſt, und als der Greis,
„Ihr Vater wehrt dem räubriſchen Gelüſte,
„Da ſieht ſie ihn, und ſieht, erſtarrt zu Eis,

„Die Brüder fallen, und des Sieges Preis
„Vom Grab der Mutter, das ſie ſchützen müßte,
„Wenn Gräber ſchützten, aus der Heimat Kreis
„Hinweggeriſſen, eh' ſie's ahnt und weiß,
„Im Türkenſchiff auf öder Meereswüſte
„Verhallt der Jammer ihres Wehgeſchreis,
„Und hinter ihr, die Beute wilder Flammen,
„In Trümmer bricht ihr Vaterhaus zuſammen!

„Verwaiſt und arm und ſchutzlos und allein!
„Durchzuckt es wie ein Lichtſtrahl mir die Seele —
„Vielleicht auch war's der Hölle Wiederſchein —
„Und ſel'ges Ahnen jubelt: Sie iſt dein!
„Doch ſorg' ich, daß mein Antlitz dies verhehle
„Und hüll' in ſchwerer Pflichten Ernſt es ein;
„Zur Heimkehr geb' ich ſchleunig die Befehle,
„Und mit dem Türkenſchiffe, das nun mein,
„Zieh' unverweilt ich noch beim Morgenſchein,
„Daß Licht und Glanz nicht meinem Siege fehle,
„Wie im Triumph in Malta's Hafen ein!
„Die Menge jauchzt, indeß ich ſtill mich quäle,
„Und ſchwankend ſchwebe zwiſchen Ja! und Nein!
„Ob raſch Gelegenheit beim Haar ich faſſe,
„Ob Zufall und Geſchick ich walten laſſe?

„Doch Andres denkt der Menſch und bringt die Zeit!
„Noch jenen Tag, da wir nach Malta kamen,
„Erkrankt Sebaſte, denn dies war ihr Namen,
„Und Schrecken macht und Gram und Herzeleid
„Der jungen Glieder friſche Kraft erlahmen.
„Indeß die Andern all', die wir befreit,
„Den Weg zur Heimkehr da und dorthin nahmen,
„Liegt Tod und Leben hart in ihr im Streit,
„Und ſtatt zu funkeln hell im Demantrahmen
„Scheint ihrer Schönheit Bild dem Grab geweiht!
„Doch Satan läßt nicht ſeine Saat verderben;
„Zum Fluche lebt ſie, ſtatt zum Heil zu ſterben!

„Doch fühlt' ich damals anders! Sorge faßt
„Und Furcht und Angſt mich würgend an der Kehle;
„Mir bleibt nur Sinn für ihres Pulsſchlags Haſt,
„Und ob ich richtig ſeine Schläge zähle!
„Alphons jedoch, indeß mein Wahnſinn raſ't,
„Beſorgt, was Noth thut, mit gefaßter Seele;
„Der Treue, Gute, trägt an ſchwerer Laſt!
„Daß niemand ſich in mein Geheimniß ſtehle,
„Ein einſam Landhaus, wie's für Kranke paßt,
„Erwirbt er uns, und daß nicht Pflege fehle,
„Ein Zöſchen auch, gar eine fromme Seele!

„So ſorgt und ſchafft der Edle ohne Raſt,
„Zwar meiſtens nur für ſich! — Doch Menſchen pflegen
„Umſonſt nicht Liebesdienſte auszulegen!

„Doch ich war damals taub und blind und toll,
„Und merkte nicht, was klar genug geweſen;
„Auch fing Sebaſte an nun zu geneſen,
„Und ſolcher Luſt war meine Seele voll,
„Daß umgekehrt in ſeinem tiefſten Weſen
„Mein ſtarres Herz von Milde überquoll!
„Was ſelten war, und köſtlich und erleſen,
„Ihr bracht' ich's dar, nicht als Geſchenk, als Zoll,
„Als ſchuldigen Tribut, als Opferſpenden,
„Der Gottheit dargebracht mit ſcheuen Händen!

„Denn ſchüchtern war ich, knabenhaft verzagt;
„Nicht Worte fand mein glühendes Begehren;
„Ich ſeufzte nur und wenn ihr Auge fragt:
„Welch Leiden ſcheint Dich folternd zu verzehren?
„So ſchweig' ich ſtill, und wage durſtgeplagt
„Des Glückes vollen Becher nicht zu leeren!
„Das ging ſo fort, bis einſt ein Wort ſie wagt,
„Als dächte ſie nach Napel heimzukehren;
„Da brach es los, und wie vom Sturm verjagt

„Zum Sonnentage Nebel ſich verklären,
„Da war ſie mein! Was heut noch ſie verſagt,
„Das drängt ſie's morgen lächelnd zu gewähren!
„Und ob auch Vorwurf ihr am Herzen nagt,
„Erwägt ſie mein Gelübd', der Mutter Lehren,
„Es kann der Liebe Wonnen nicht entbehren,
„Wem einmal ihres Glückes Strahl getagt!
„Mein iſt ſie, mein, dreht' auch auf Napel's Küſte
„Die Mutter ſich im Grab um, wenn ſie's wüßte.

„Wir liebten zärtlich und auch treu fürwahr,
„So lang es hielt! Denn was mit heil'gen Schwüren
„Wir auch gelobten — Steine konnt' es rühren —
„Und wie zu Zeugen auch der Heil'gen Schaar
„Wir riefen, daß wir redlich ſo verführen,
„Es war doch Wind nur, Täuſchung ganz und gar,
„Ja, Lüge war's und nenn' ich's nach Gebühren
„Betrug, Verrath! — O, daß nach manchem Jahr
„Noch heute meine Lippen wunderbar
„Der Ungetreuen Judasküſſe ſpüren! —
„O Narrenwelt! — Sie hatte Hinterthüren
„Die ſchöne Villa — Dummbart, der ich war! —
„Und jene — Wein! Nichts mehr von Weiberſchürzen,
„Wein, ſchafft mir, Wein, und laßt ihn Feuer würzen!"

VIII.

In zwei Pokalen funkelt wie Rubinen
Der Traube Saft, die Xeres Sonne reift,
Und unberührt ſteht einer noch von ihnen,
Wo raſch der Ritter nach dem andern greift,

In Haſt ihn leert und wieder füllt und wieder,
Erklingen auch in ſeines Herzens Schrein
Dabei nur lauter alte Trauerlieder,
Und miſchen Wermuth in den klaren Wein!

Stumm ſitzt der Mönch; doch wenn er unverwendet
Des Ritters Züge bis dahin bewacht,
So ſtarrt ſein Blick nun gläſern, wie geblendet
Von jähem Lichtſchein in tiefdunkler Nacht!

Iſt's Wahrheit? — Kam der Tag, der ihn nach Jahren
Voll hartem Kampf und ſpät errungnem Sieg
Das Räthſel löſ't, deß Kern er nie erfahren,
Den Namen nennt, den Reue ihm verſchwieg!

Er alſo iſt es, er! — Und ſeine Wangen
Färbt dunkle Gluth und ſeine Lippe bebt,
Doch eh' von ihrem Rand noch Worte klangen,
Hat ſchon des Unmuths Wallung ausgelebt;

Und wieder, wie beſchämt die Blicke ſenkend
Und ſtill ſich kreuzend ſitzt der Gottesmann;
Der Ritter aber wild den Becher ſchwenkend
Hebt alſo wieder raſch und bitter an:

„Du koſteſt nicht von meinem Firneweine?
„Bedenk', Du ſitzeſt nicht im Beichtſtuhl hier,
„Und ob mein Herz auch ſündhaft Dir erſcheine,
„Mein Wein iſt lauter! — Stoß' denn an mit mir!

„Du willſt nicht? Gut! Es preiſen manche Waſſer
„Als Nectar an! — Wohlfeile Phantaſie! —
„Auch brüſten andre ſich als Weiberhaſſer;
„Ich liebte dieſe ſtets und jenes nie!

„Vielleicht wär's beſſer umgekehrt geweſen;
„Denn willſt Du nur in meines Lebens Buch
„Mit mir noch ein paar Blätter weiter leſen,
„So ſiehſt Du wohl, ſie brachte ſtets mir Fluch,

„Die Schwäche nämlich für die holden Sünden,
„Für Wein und Weib, des Lebens Doppelweh;
„Und wie das kam, das will ich Dir nun künden,
„Begreift es anders Deines Scheitels Schnee!

„Doch erſt, daß ich mir Unrecht that, erfahre,
„Wenn ich mich ſchilderte als Seladon,
„In Liebesſpiel vertändelnd Jahr auf Jahre;
„Nach Wochen brach die Macht des Zaubers ſchon!

„Denn wie zurückſchnellt, wenn der Pfeil entſendet,
„Des Bogens Sehne in's gewohnte Maß,
„So war mein Herz auch wieder umgewendet,
„Sobald ich die Geliebte erſt beſaß!

„Nicht daß die Liebe ſchwand, doch Starrſinn kehrte,
„Der Widerſtand nicht duldet noch begreift,
„Und wilder Trotz zurück, und Hohn und Härte,
„Die Früchte, wie mein Herz ſie eben reift!

„Zumeiſt, wie rauh ich war, empfand Sebaſte;
„Ja, traf ſie meiner Worte Natternſtich,
„Daß bald ihr Antlitz flammte, bald erblaßte,
„Ich weiß nicht, welche Luſt mich da beſchlich!

„Mir war's, als ob der Puls der Liebe ſtockte,
„Wenn er nicht aufflog unter meiner Hand,
„Und jede Thräne, die ich ihr entlockte,
„Begrüßt' ich jubelnd als ein Liebespfand!

„Auch hielt ich meine Laune nicht in Schranken,
„Und wechſelte die Stimmung mit dem Wind,
„Und ſah ich ſie in Unruh zweifelnd ſchwanken,
„So freut' ich mich und jauchzte wie ein Kind!

„Da ward ſie ſtill zuletzt, wie Wandrer ſchweigen,
„Wenn Müdigkeit allmählich ſie beſchleicht,
„Wie Blumen matt die welken Häupter neigen,
„Wenn glühend über's Meer Sirocco ſtreicht!

„Und wollt' ich dann ſie tröſten, ſie zerſtreuen,
„So ließ ſie es geſchehen, ja ſie ſchien
„Recht herzlich meiner Freude ſich zu freuen,
„Doch ihre eigne leider war dahin!

„Und grollt' ich dann und ſchalt, fährt ſie zuſammen
„Und ſitzt dann wieder ſtill und ſtumm und blaß,
„Bis glühend ich in wilden Zornes Flammen
„Der Sitte faſt und meiner ſelbſt vergaß!

„Anwachſen ſieht Alphons den Streit und ſteigen —
„Der Edle hatte wohl darauf gezählt —
„Und ſtatt ſich fern zu halten, ſtatt zu ſchweigen,
„Ermahnt er, warnt! — Das hatte noch gefehlt!

„Nur heißer noch beginnt mein Blut zu ſieden,
„Je mehr Alphons zum Frieden tückiſch ſpricht! —
„Da ward ich in's Capitel einſt beſchieden,
„Und grollend nur gehorcht' ich meiner Pflicht!

„Da ſaßen ſie, die alten Großprioren,
„Der Meiſter an der Spitze ſtumm und ſtreng;
„Mir aber, ganz im Seelenſturm verloren,
„Schien eitel Poſſe nur dies Feſtgepräng'.

„Was war es? — Einen Streit galt's beizulegen,
„In dem mit Spanien der Orden lag,
„Und zum Vergleich den König zu bewegen
„War ich beſtimmt! — Mir war's ein Donnerſchlag!

„Sie rechneten für ihres Plans Gelingen
„Auf meines Hauſes Einfluß, ſeine Macht,
„Und ſucht' ich auch Ausflüchte vorzubringen,
„Es war vergebens! Alles war bedacht!

„Der Auftrag, ſah ich, war nicht abzulehnen,
„Und zu Sebaſten lenk' ich trüb den Schritt,
„Und theil' ihr mit und ſie vernimmt in Thränen,
„Was ſcheidend zwiſchen unſre Liebe tritt!

„Ihr erſtes Wort war: „Kannſt Du mich verlaſſen?"
„Ihr zweites: „Gehſt Du? Wohl, ich geh' mit Dir!"
„Und kaum vermag ihr milder Geiſt zu faſſen,
„Daß dieß nicht angeht, daß kein Ausweg hier!

„Gefahren, ſah ich, mußt' es ihr bereiten,
„Verſagte ich Gehorſam dem Befehl;
„Und durfte ſie nach Spanien mich begleiten,
„Der Sitte trotzend ohne Scheu und Hehl?

„Da weint ſie — und auch meine Thränen floſſen,
„Nicht ſchäm' ich mich's zu ſagen, herb und heiß,
„Und wer ſo bittre Tropfen nie vergoſſen,
„Der ſage nicht, daß er vom Leben weiß!

„Da war der Streit vorbei, der Groll entſchwunden,
„Und tief empfand ich, wie mein Trotz gefehlt,
„Und welche Qualen ſie durch mich empfunden,
„Sie fühlte, daß nur Liebe ſie gequält!

„Und wie nach ſchwerem Sturm oft hell der Abend
„Von Purpur glüht, ſo flammte hell und rein
„Um unſre ſchmerzzerriſſnen Seelen labend
„Des alten Glückes froher Wiederſchein!

„Und zu Alphons nun flüchtet mein Vertrauen;
„Ihm übergab ich, ſeiner treuen Hut,
„Mein ſtilles Haus, die lieblichſte der Frauen,
„Mein Glück, mein Hoffen! – Nun, die Wahl war gut!

„Er weigert's erſt und will ſich nicht bequemen;
„Bei mir ſei ſeine Stelle, nur bei mir;
„Sein Vorrecht ſei's, er laſſ' es ſich nicht nehmen,
„Und warum jetzt, jetzt eben blieb er hier?

„Sebaſte wiſſe ſelbſt ſich zu behüten;
„Er wäre krank — er ſah auch hohl und bleich,
„Und ſaß verſunken oft in dumpfes Brüten —
„Er ſehn' ſich fort, wohin, das gälte gleich!

„Und derlei mehr, worauf ich wenig hörte;
„Denn nahm ich gleich für baare Münze hin,
„Womit der Gute ſchamlos mich bethörte,
„Nicht wandeln konnt' es meinen ſtarren Sinn!

„Er mußte bleiben, daß mit ruh'ger Seele
„Ich heimwärts ſchiffen könne über's Meer,
„Daß nicht mit Möglichkeiten Furcht mich quäle
„Und Schreckenbilder zaubre um mich her!

„Er bleibt zuletzt, zwar nur mit Widerwillen,
„Die Miene nahm zum mindeſten er an;
„Und ich, ich Thor, ich jubelte im Stillen,
„Daß ſolchen Freund ich unverdient gewann!

„So kam der Tag, der Anker war gelichtet,
„Das Segel ſchwillt von günſt'gem Wind gebläht,
„Und nach der Küſte war mein Blick gerichtet,
„Von der ſein Hauch mich in die Ferne weht!

„Noch winkt ihr Tuch, und heut noch ſeh' ich's winken,
„Wie eine Taube flattert's hin und her;
„Doch tiefer ſtets und tiefer ſeh' ich's ſinken
„Das holde Bild und ſo verſinkt's im Meer! —

„Und nun, — nun Wein her, Alter! Füll' den Becher,
„Die Lippen lechzen und mein Geiſt erſchlafft;
„Du ſahſt den Thoren nun; Du ſiehſt den Rächer,
„Gewann ich erſt zu ſprechen wieder Kraft.

IX.

Der Ritter, halb erſchöpft, halb trunken,
Iſt in den Pfühl zurückgeſunken;
Der Mönch ſitzt ſchweigend wie zuvor,
Doch ſein Gedanke ſchwebt empor:

„O Leidenſchaft, wie Sturmgebraus
„Mit Unruh füllſt das Herz du aus!

„Du blendeſt, doch dein Schimmer lügt,
„Du reizeſt, doch dein Reiz betrügt!

„Dein Glück iſt Schmach und Gram und Noth,
„Dein Pfad iſt Nacht, dein Sieg iſt Tod!

„Du aber, der Du Liebe biſt,
„Sein wirſt und warſt zu aller Friſt,

„Du, der vor Jahren heut dem Tod
„Für uns als Opfer dar ſich bot,

„Du änderſt Dich, Du täuſcheſt nicht;
„Bei Dir iſt Frieden, Klarheit, Licht!

„Du biſt die Wahrheit, die beſteht,
„Du biſt das Glück, das nicht entweht!

„O Menſchenwahn, was tauſchſt Du Leid
„Und Elend ein für Seligkeit!“

So denkt der Mönch und Wehmuth ſpielt
Um ſeine Lippen fromm und mild;
Der Ritter aber ächzend ſchwer
Erhebt ſich vom Pfühl und ſchaut umher;
Und ſchüttelt zurück die Haare grau,
Und hebt dann an, keck, wild und rauh:

X.

„Nun kommt es, frommer Mann, und nun merk' auf,
„Nun ſpiel' ich Dir auf andern Saiten auf!
„Nicht Liebesſeufzer tönt mein Mund fortan,
„Das Siegeslied der Rache ſtimmt es an,
„So laut, ſo wild, daß jeder Nerv' Dir dröhnt,
„Und jahrelang den Klang Dir wiedertönt;
„So laut, ſo wild, als ſchmetterte ein Chor
„Von kreiſchend toll aufjauchzendem Gelächter
„Tief aus der Hölle Schlund dazu empor! —
„Bekreuzeſt Du Dich ängſtlich, Du Gerechter? —
„Du lüfteteſt ja ſelbſt der Schleuße Thor!
„Was bebſt Du, bricht in donnerndem Gebraus
„Die dunkle Fluth wildſchäumend nun heraus!

„Es war zur Nacht! — Von Spanien kam ich her;
„Ich hatte glücklich mein Geſchäft vollendet
„Und nach drei Monden froh der Wiederkehr
„Nach Malta zu des Schiffes Kiel gewendet!
„Doch hatten Sturm und ungeſtümes Meer
„Mein Fahrzeug nach Amalfi's Bucht verſchlagen,
„Wo andre noch der Ordensſchiffe lagen.

„Ich ging an's Land und ließ in Eil' und Haſt
„Ausbeſſern, was an Segeln, Spieren, Maſt
„Der Sturm erſt zu beſchädigen ſich mühte.
„Spät Nachts erſt ſteig' ich nieder zur Cajüte;
„Da liegt ein Brief, die Handſchrift unbekannt,
„Das Siegel fremd, der Schreiber nicht genannt;
„Woher er kam, ich konnt' es niemals wiſſen,
„Doch ſtand ich ſtarr, als ich ihn aufgeriſſen!
„Der Inhalt lautet ſo:
„Ihr ſeid betrogen,
„Von Eurem Lieb, von Eurem Freund geprellt!
„Das Netz, das Andern Ihr ſo oft geſtellt,
„Ward über Euch nun rächend zugezogen,
„Und Hohn mit Hohn vergilt gerecht die Welt! —"

„Mehr nicht als dies! — Ich leſ' und leſe wieder,
„Dann ſchleudr' ich wild das Blatt zur Erde nieder
„Und ſchwing' mich aufs Verdeck! „Die Anker auf!"
„War mein Befehl: „Die Sclaven all' an's Ruder!"
„Und ſo bei Nacht und Nebel, guter Bruder,
„Nach Malta richt' ich raſch des Schiffes Lauf!

„Ein Tag, zwei gingen hin! — Nur Rache träumte
„Mein ſchwellend Herz und meine Lippe ſchäumte! —

„Und wieder ward es Nacht! — Der Stand der Sterne
„Verkündet mir, daß Malta nicht mehr ferne,
„Und endlich taucht's im Zwielicht vor mir auf!
„Ich aber lenke nun des Schiffes Lauf,
„Daß niemand meine Ankunft noch erfahre,
„Dem Hafen abgewandt, den Strand hinauf,
„Wo schützend ich in sichrer Bucht es wahre,
„Indeß ich selbst in leichtem Ruderkahn
„In ungestümer Hast an's Ufer fahre.
„Ein Pfad führt dort den Höhenrand hinan,
„Dem Landhaus zu, nach dem mein Herz begehrt,
„Und wie ich ihn erklimmend vorwärts schreite,
„Da liegts vor mir, der Stadt die Vorderseite,
„Dem Wald und mir den Rücken zugekehrt,
„So friedlich still, so traut umrankt von Reben,
„Als könnten hier nicht Trug und Arglist leben.
„Und ich stand still, halb zweifelnd, halb getrost,
„Da plötzlich an des Hauses hintrer Ecke,
„Die nach dem Meer hinausschaut gegen Ost,
„Gähnt unter dichten Weinlaubs grüner Decke
„Die Wand weit auf und speit das Scheusal aus,
„Das einstens ich Alphons und Bruder nannte;
„Und rasch durchs Buschwerk schlüpft er nächst dem Haus
„Dem Pfade zu, der nach der Stadt sich wandte!

„Starr ſteh' ich, als ob Zauber feſt mich bannte,
„Und um mein Haupt her ſchwirrt's wie Sturmgebraus;
„Dann fühl' ich erſt, was mir im Leben brannte,
„Und fahr' empor und reiß' mein Schwert heraus,
„Und vorwärts ſtürz' ich, und als nah' am Haus
„Ein Gitter hemmend mir den Weg verrannte,
„Da will ich rufen, doch der Klang bleibt aus;
„Ich rüttle an den Stäben, rüttle wieder;
„Sie halten feſt, und übermannt von Wuth,
„Von Ingrimm, Haß, getäuſchter Rachegluth
„Zuletzt zur Erde leblos ſtürz' ich nieder!

„Als ich zu mir kam, war des Zwielichts Grau
„In hellem Purpur flammend aufgegangen;
„Mein Kopf war heiß, doch troſen meine Wangen
„Ich weiß nicht ob von Thränen, ob von Thau!
„Ich raff' mich auf und find' das Gitter offen,
„Ich ſtürz' hinein und finde leer das Haus;
„Gemächer, Kammern, Stuben ſuch' ich aus,
„Bis endlich auf das Zöſchen ich getroffen,
„Alphons, des Treuen, treue Helferin,
„Und dieſe, auf der Bruſt des Schwertes Spitze,
„Die beichtet nun von einem Raſenſitze,
„Von dunkler Laube, duftendem Jasmin,

„Und endlich immer toller, immer bunter,
„Vom Hinterpförtchen, das allnächtig schier —
„Ich stoß' die Dirne mit dem Fuß von mir
„Und lach' laut auf und stürz' zur Stadt hinunter!
„Sebaste floh als sie im Morgenschein
„Mich leblos fanden hingestreckt am Gitter;
„Doch er, der treue Freund, war Johanniter,
„Der mußte bleiben, und so war er mein;
„Blind ras' ich fort und in die Stadt hinein!

XI.

„Vor Ostern war's, Charfreitag, so wie heute;
„Nur daß ich damals noch den Tag nicht schente,
„Das sollt' erst kommen! Leider kam's zu spät!
„Im Ordenshaus, was sonst dem Ort nicht eigen,
„Empfängt mich dumpfe Stille, todtes Schweigen;
„Die Ritter, hieß es, seien im Gebet,
„Zur Beicht die Einen; der und jener steht
„Am heil'gen Grab als Wächter, andere steigen
„Den Kreuzgang zum Calvarienberg hinan!
„Und er," hub endlich ruhig mild ich an,
„Mein Freund Alphons —" die Perle der Verräther! —

„Wo find ich ihn?“ — Der wäre, hieß es drauf,
„Zum Hafen jetzt und käm' zur Kirche ſpäter! —
„Da wallt mein Herz in wildem Jubel auf!
„Vom Hafen weg zur Kirche ſich zu wenden
„Beſchloß der fromme Heuchler, wie es ſchien,
„Dann aber geht, das greift ſich mit den Händen,
„Dann geht ſein Weg durchs Todtengäßchen hin,
„Geht dorthin, wo allein auf Malta's Erde
„Ich hoffen konnte, daß mir Rache werde!

„Denn wiſſe, Mönch, es iſt ſeit grauer Zeit,
„Daß Ehrbegier und eitle Luſt am Streit
„Dem Orden nicht der Zwietracht Fluch verhänge,
„Auf Malta's Grund und Boden, wo es ſei,
„Auf offnem Markt, in öder Wüſtenei
„Der Zweikampf unterſagt mit blut'ger Strenge;
„Doch daß den Reif der Moſt nicht gährend ſprenge,
„Gab man ihn dort in jenem Gäßchen frei!
„Dort iſt's vergönnt, den blanken Stahl zu brauchen,
„Ihn rächend in des Gegners Bruſt zu tauchen;
„Dort iſt's vergönnt, und dort vor Ingrimm blaß,
„Gebietend kaum des Herzens ſtürm'ſchen Schlägen,
„Dort harr' ich ſein bewehrt mit Dolch und Degen,
„Dort harr' ich ſein bewehrt mit meinem Haß,

„Entſchloſſen, einer müſſe von uns beiden
„Verblutend dort vom Strahl des Tages ſcheiden!

„Am Münſter läuft das Todtengäßchen hin,
„Und ungeduldig ſchreit' ich's auf und nieder
„Und horch' und ſtehe ſtill, und horche wieder,
„Doch er kömmt nicht! — Verdammniß über ihn!
„Ich zähl' die ſchwarzen Kreuze an den Mauern
„Des Münſters ab; juſt eilfe an der Zahl,
„Die Stätte zeichnend, wo durchbohrt vom Stahl
„Ein friſches Leben ſchwand in Todesſchauern;
„Ich wähl' für's zwölfte mir die Stelle aus,
„Dann aber raſtlos wieder fortgetrieben
„Späh' lauernd nach dem Hafen ich hinaus,
„Und wenn mein Hoffen unerfüllt geblieben,
„Dann fluch' ich, ſtampf' die Erd', daß Funken ſtieben;
„Denn glühend weckt der Wein von Cyperns Strand,
„In dem ich, von Erſchöpfung aufgerieben,
„Im Ordenshaus Erquickung ſucht' und fand,
„In meinen Adern ſolchen Fieberbrand,
„Als ob nicht Blutespurpur ſie durchquölle,
„Nein, Lava, wie ſie aus Vulcanen bricht! —
„Ja, wer Wein liebt und Weib, gehört der Hölle,
„Und wer ſie nicht liebt, kennt den Himmel nicht! —

„Doch jetzt — das war nicht Täuſchung! — Schritte ſchall
„Vom Hafen her! Schon näher dringt der Klang!
„Halt feſt, mein ſchwellend Herz! Es iſt ſein Gang!
„So klingt ſein Schwert an ſeines Gürtels Schnallen,
„So klirrt ſein Sporn! Er kommt! Er iſt es! — Nein! —
„Der dort herankömmt bleich wie Mondenſchein,
„Das Aug' ſo hohl, das Antlitz ſo verfallen,
„Dies wär' Alphons, den krank zwar ich verließ,
„Doch Fleiſch und Blut, nicht ein Geſpenſt wie dies? —
„Und faſt wie Wehmuth will es mich beſchleichen!
„Da ſeh' ich wieder ihn gleich einem Dieb
„Aus jener Hinterthür in Haſt entweichen,
„Und: „Schäm' dich!" zürnt in mir der Rache Trieb,
„Beklagſt du ihn? Erkennſt du nicht die Zeichen,
„Die Schuld brandmarkend auf die Stirn' ihm drückt?
„Die Roſen, die ſein Antlitz einſt geſchmückt,
„Sebaſtens Küſſe machten ſie erbleichen!
„Von Wonnetaumel ſel'ger Nächte prahlt
„Der müde Gang der unſtät ſchwanken Glieder!
„Der mit Verrath Vertrauen dir bezahlt,
„Er dauert dich, der Judas! Stoß' ihn nieder!"
„Da kocht mein Blut und brauſt und überwallt,
„Da ſpring' ich vor und donnernd ruf' ich: „Halt!"

„Das Wort erweckt ihn wie aus tiefem Traum;
„Er blickt empor, erkennt mich, fährt zuſammen,
„Und ſeine Wangen, blaß und erdfahl kaum,
„Entbrennen lichterloh in Purpurflammen!
„Er ſteht und ſenkt den Blick und ſchweigt! Und ich:
„Zieh,“ ruf' ich, „zieh!“ Doch er ſteht ohne Leben,
„Nur daß die Lippen leiſe zuckend beben;
„Zieh,“ ruf' ich: „willſt Du ziehen, Schurke? Sprich! —“
„Das Wort trifft wie ein Pfeil! Sein Auge funkelt,
„Und endlich ſpricht er dumpf: „Nicht gegen Dich!“

„Wie!“ brech' ich los in ungemeſſnem Zorne,
„Du ziehſt nicht gegen mich, nur all mein Glück
„Zerbrachſt Du mir verrätheriſch Stück für Stück,
„Und gabſt mich Preis des Spottes ſcharfem Dorne!
„Mein Leben willſt Du ſchonen, feiger Wicht,
„Nachdem Du Schmuck und Reiz erſt ihm genommen,
„Ich aber bin um ſchöne Worte nicht,
„Ich bin zum Kampf, wo nicht zum Mord gekommen!
„Zieh', ſag' ich, oder —“ Meine Stimme bricht;
„Doch läßt den Reſt der blanke Stahl ihn wiſſen,
„Den raſch der Scheide meine Hand entriſſen! —
„Er regt ſich nicht, da faſſ' ich zornesbleich
„Ihn an der Bruſt und heb' die Hand zum Streich;

„Jetzt blickt empor er endlich von der Erde,
„Und ſanft abwehrend, ruhig, mild und weich
„Beginnt er dann mit flehender Geberde:
„Nicht jetzt! Nicht heute! Laß es morgen ſein!
„Iſt doch Charfreitag heut; ich will zur Beichte!
„Heut, wo ſein Haupt der Herr am Kreuze neigte,
„Heut laß mich büßen, morgen bin ich Dein!“

„Er ſpricht's, und ich, mit ungewiſſen Blicken
„Steh' zweifelnd erſt; dann aber, ſei's daß Wein,
„Daß Haß in mir des Mitleids Keim erſticken,
„Laut lach' ich auf und höhniſch brüll' ich: „Nein!
„Das hoffe nicht! Ich will nicht makelrein
„Und weißgewaſchen Dich zum Himmel ſchicken,
„Recht mitten in die Seligkeit hinein!
„Es muß, erfahre, Sünder wie wir waren,
„Wer immer fällt von uns, zur Hölle fahren;
„Erſchlag' mich erſt und dann geb' beichten ſein!
„Zieh', ſag' ich, zieh'!“ — Doch er greift nicht zum Schwerte;
„Da ſiedet in mir namenloſe Wuth:
„Ei,“ ruf' ich wild, „Du fühlſt den Sporn nicht, gut,
„Du träger Gaul, verkoſte denn die Gerte!“
„Und dreimal treff' ich, eh' das Wort verhallt,
„Mit flacher Klinge Schultern ihm und Rücken;

„Er fährt zurück! Ein Zornesſchrei erſchallt!
„Er greift an's Schwert; noch will's der Geiſt nicht zücken,
„Doch wider ſeinen Willen zückt's die Hand;
„Und als die Fauſt ſich erſt bewehrt empfand,
„Da war kein Halten mehr, er muß es ſchwingen
„Und aneinander klirren wild die Klingen.

„Und fragſt Du, was nun ward — ich weiß es nicht!
„Ein wüſt Gemeng von Keuchen und Geſtampfe,
„Und Staub, der aufwallt, Schwerter züngelnd licht
„Aufblitzend aus dem wirren Nebeldampfe,
„Mehr wahrt Erinnrung nicht von jenem Kampfe;
„Wer merkte auch, wofür das Wort gebricht! —
„Denn nicht ein Kampf, wie ihn Bewußtſein ficht,
„Ein Taumel war's, ein Raſen und ein Toben,
„Ein Ringen blinder Wuth in blinder Nacht,
„Statt Abwehr, jeder nur auf Mord bedacht,
„Und rings umher in Nichts die Welt zerſtoben!

„Doch jetzt zuckt gellend in mein Ohr ein Schrei,
„Dann dumpfes Röcheln, ſchweren Falles Dröhnen,
„Und zu mir ſelbſt gebracht von jenen Tönen,
„Erkenn' ich ſtaunend, daß der Kampf vorbei,
„Daß ich gerächt, beſtraft der Frevler ſei! —

„Der aber liegt, wie damals er gelegen
„Im Ordensſpittel, ſtumm vor mir und bleich,
„Nur ward ihm dort vom Säbel, hier vom Degen,
„Damals für mich, und jetzt von mir der Streich! —
„Sein Blut ſtrömt hin und ſpielend weht das Regen
„Der Morgenluft mit Flügeln lind und weich
„Sein Haar zurück, die Narbe bloß zu legen,
„Einſt theurer mir als Erd' und Himmelreich!
„Jetzt aber ſteh' ich einem Steinbild gleich,
„Und kein Erbarmen fühl' ich mich bewegen;
„Ja, wuchert erſt im Menſchenherzen Groll,
„Dann wird es Stahl und Demant jeder Zoll!

„Er aber regt ſich nun; ein ſchmerzlich Aechzen
„Entringt der wunden Bruſt ſich dumpf und ſchwer;
„Froſt ſchüttelt ihn und ſeine Lippen lechzen,
„Doch ruhlos forſchend ſchweift ſein Blick umher;
„Sie ſucht er, die im Tode noch ihm theuer,
„Sebaſte!“ weht es leiſ' von ſeinem Mund;
„Und mir durchzuckt's der Seele tiefſten Grund,
„Und neu entbrennt des Zornes wildes Feuer!
„Da wird er mein gewahr, und er erblaßt,
„Als ob der letzte Hauch ſchon ihm entſchwebe;
„Doch rafft er wieder ſich empor in Haſt,

„Und flüſtert wie von Todesangſt erfaßt:
„Vergib mir, Luis, daß mir Gott vergebe!“ —
„Und flehend ſtreckt er ſeine Hand nach mir! —
„Ich aber, in der Seele Mark erbittert,
„Ich ſtampf' den Boden, daß er dröhnend zittert,
„Und rufe wild: „Verflucht ſei dort und hier!
„Verzweifelnd ſtirb, in Qualen, die nie ſchwinden,
„Verzweifelnd fortzudauern, ruhelos
„Empor zu flehen aus der Tiefe Schooß,
„Und wie bei mir jetzt nie Gehör zu finden,
„Und nie Erbarmen, nie, nie, nie!“
„So ruf' ich laut und beug' zu ihm mich nieder,
„Daß er mich höre, denn zuſammen wie
„Im Todeskampfe brachen ſeine Glieder!
„So liegt er lang, kaum hebt ſich ſeine Bruſt,
„Sein Auge bricht; doch plötzlich, eh' ich's ahne,
„Auf rafft er ſich, als ob ein Ruf ihn mahne,
„Zum Himmel blickt er und ſpricht klar bewußt:
„So richte Gott!“ und ſinkt zurück dann wieder;
„Ein krankhaft Zucken läuft durch ſeine Glieder,
„Dann ſtockt ſein Athem, und ſo fährt er hin! —

„Ich ſah ihn ruhig, feſten Blickes ſterben,
„Dann warf ich meinen Mantel über ihn,

„Und wandte mich zu gehen — doch wohin,
„Darüber konnt' ich Kunde nie erwerben!
„In einer Felsſchlucht, wo ich fiebernd lag,
„Von Hirtenknaben Tags darauf gefunden,
„Mußt' leider ich im Ordenshaus geſunden,
„Und lebe, wie du ſiehſt, noch dieſen Tag!"

XII.

Der Ritter ſchweigt und ſinnt Geweſnem nach,
Und ſchweigend ruht das dämmernde Gemach;
Doch ihn umtönt wie Geiſterſtimmenklang
Noch Schwertgeklirr und wüſter Kampfesdrang,
Und jener Schrei und jene letzten Worte
Des ſterbenden Alphons, und jenes: „Nie!"
Mit dem er ihm verſchloß der Gnaden Pforte,
Umſchwirren ihn mit grauſer Melodie! —
Da ſchlägt es, horch! Und ſeine Pulſe ſtocken,
Und wieder ſchlägt's, und er fährt auf erſchrocken,
Und lauſcht und zählt die Schläge ängſtlich nach!
„Schon eilf Uhr!" ruft er, als der Klang verhallte
Und neben ihm, kaum daß er alſo ſprach,

Als ob das eigne Wort zurück ihm prallte,
Tönt dumpf und schwer: „Ja, eilf Uhr schon!“ es nach!

Es war der Mönch und also fuhr er fort:
„Vielleicht auch Eurer Seele gilt das Wort;
„Vielleicht auch ihr schon schlägt die eilfte Stunde,
„Und eh die Mitternacht des Todes naht,
„Vielleicht kaum Frist mehr bleibt ihr, daß den Pfad,
„Der aufwärts führt zum Lichte, sie erkunde!
„Drum säumt nicht länger, daß nicht unversöhnt,
„Eh' ausgetilgt, was euer Wahn verbrochen —“
Lautschallendes Gelächter übertönt
Das Wort des Mahners hier, und spöttelnd höhnt
Der Ritter: „Gut gemeint und wohl gesprochen,
„Voll Kraft die Worte und der Ton voll Klang!
„Nur Schade, Freund, daß Worte mir nicht frommen,
„Und wären andre Mahner nicht gekommen,
„Du predigtest umsonst mir jahrelang!
„Soll Furcht ein Herz von Stahl wie dies beschleichen,
„Da muß aufgähnen weit der Hölle Schlund,
„Da muß die Erde spalten ihre Weichen
„Und grauenvoll der Gräber Modergrund
„Um Mitternacht ausspeien seine Leichen,
„Da müssen schreckend — doch genug für jetzt,

„Daß meines Lebens luſtige Geſchichte
„Ich unverkürzt und kunſtvoll, bis zuletzt
„Das Wirkſamſte verſparend, Dir berichte!“

Stumm ſteht der Mönch und ſtarrt den Ritter an,
Der aber rafft empor die müden Glieder,
Und ſtürmt den Saal unruhig auf und nieder,
Bis endlich ſtille ſtehend er begann:
„Vom Krankenbett war endlich ich erſtanden,
„Hinfällig zwar und matt und ſchwach genug,
„Doch wenn der müde Leib noch Feſſeln trug,
„Frei fühlte ſich der Geiſt von allen Banden;
„Friſch blühend lag das Leben vor mir da,
„Ein ſonnig helles, neugeſchenktes Leben,
„Und wenn ich unwillkürlich rückwärts ſah,
„So war Vergangenes — vergangen eben!
„Von Reue wußt' ich nichts, ich war im Recht;
„Ich ſchlug ihn ja in ehrlichem Gefecht!
„Ich fragte nicht, ich dacht' nicht an Sebaſten,
„Und welch Aſyl ſie ſchützend birgt und hegt,
„Noch war ich ſonſt mich wieder zu belaſten
„Mit Reſten des Geweſnen aufgelegt;
„Ich wollte leben — leben und genießen!
„Wohl auch vergeſſen! — Damals wußt' ich nicht,

„Wie viel es ſchwerer ſei als Blut vergießen! —
„Ja Einſicht flammt uns wie der Ampel Licht
„Erſt Abends auf, wenn wir die Laden ſchließen!

„Doch ſchwerer fällt es, als der Wunſch wohl träumt,
„Kopfüber im Genuß ſich zu verſenken;
„Wie hochaufſprudelnd oft der Becher ſchäumt,
„Wir leeren ihn und fühlen doch und denken!
„Und ſo auch überkam in jener Zeit
„In Mitten fröhlich lärmender Gelage,
„Mein Herz oft plötzlich ſolche Traurigkeit,
„Solch Wehgefühl, als ob es alles Leid
„Der weiten Welt in ſeinem Schooße trage;
„Wie grauer Nebel lag es um mich her
„Und in mir ſchwoll und grollt' es wie das Meer,
„Schnaubt's wild ans Land mit ſeinen Wellenroſſen,
„Und fliehend aus dem Kreiſe der Genoſſen
„Oft ſtürmt' ich fort und ſaß am Felſenhang
„Und weinte bittre Thränen heiß und lang,
„Und weiß noch heute nicht, warum ſie floſſen.

„Und ſo trat einſt ich düſter und verſtimmt
„In mein Gemach! Ein Freitag war's wie heute
„Und faſt drei Monden, daß ich zornergrimmt

„Im Todtengäßchen harrte meiner Beute!
„Die Nacht war vorgerückt, und Mondenlicht
„Erhellte dämmernd des Gemaches Räume,
„Juſt wie es jetzt dort durch die Scheiben bricht,
„Und ich —
Was iſt das, dorten, ſiehſt Du nicht
„Im Fenſterbogen! — Wach' ich oder träume? —
„Dort regt ſich's, dort quillt's auf —
Nein, es iſt nichts!
„Mich täuſchte nur ein tückiſch Spiel des Lichts;
„Die Angſt nur war es wilderregter Sinne,
„Die, was die Lippe zögernd noch verſchweigt,
„Vielleicht nur darum mir im Bilde zeigt,
„Daß raſcher ich zu End' den Faden ſpinne
„Des traurigen Berichtes! Und ſo ſei's;
„Die Zeit drängt vorwärts, hör' denn weiter, Greis!

„Die Nacht war vorgerückt, wie ich Dir ſagte,
„Und mir war wüſt und ſchwer und ſchwül zu Muth,
„Und was mir ſtürmiſch durch die Adern jagte,
„War lodernd Feuer mehr als Menſchenblut!
„Nach Ruhe ſehnt' ich mich, und angekleidet,
„Zum Tod erſchöpft auf's Lager ſink' ich hin,
„Und ſchließ' die Augen, müde wie ich bin.

„Kaum aber, daß Bewußtſein von mir ſcheidet,
„Und gaukelnd Traum ſein wirres Spiel begann,
„Da war's als rief mich eine Stimme an,
„Und ich fahr' auf! Und hoch vom Thurme ſchallen
„Der Mitternacht zwölf Schläge dumpf und ſchwer
„Und als der Glocke letzter Streich gefallen,
„Da weht's wie kalter Luftzug auf mich her,
„Und in der Nacht unheimlich todtem Schweigen
„Schlägt ſeltſam Rauſchen flüſternd an mein Ohr;
„Und vor mir jetzt, wie Nebel aus dem Moor,
„Seh' farblos grau ich's aus der Tiefe ſteigen,
„Wie Rauchgewirbel langſam quillt's empor,
„Und Form gewinnt's, Haupt bilden ſich und Glieder —
„Laut pocht mein Herz, wild ſtarrt mein Blick es an —
„Da regt es ſich, und ſchwebt auf mich heran,
„Und drohend blitzt ſein Auge auf mich nieder;
„Jetzt in des Mondes bleichem Dämmerlicht,
„Jetzt ſteht es vor mir und — ſein Angeſicht,
„Alphonſen's Züge ſtarren mir entgegen! —
„Auf ſeiner Stirn des Türkenſäbels Mahl,
„In ſeiner Hand der Klinge blanker Stahl,
„So ſteht er da, der meiner Hand erlegen!
„Und ich, verſtört, unfähig mich zu regen,
„An's Lager von Entſetzen feſtgebannt,

„Ich ſtarr' ihn an! — Da winkt er mit dem Degen
„Hin nach dem meinen, der am Bette ſtand,
„Und „Zieh!" flammt ſein Gedanke mir entgegen!
„Und dreimal winkt er, und nun übermannt
„Die Angſt mein bebend Herz, und wie von Sinnen
„Aufbrüll' ich laut und mit geſträubtem Haar
„Hinſink' ich zuckend, aller Denkkraft bar,
„Und Wille und Bewußtſein flieht von hinnen!

„Traum war es, ſagſt Du, und ſo ſagt' ich auch,
„Als fiebernd ich den Morgen drauf erwachte,
„Der Hexe fluchend, die nach Ammenbrauch
„Mit Spukgeſchichten einſt zu Bett mich brachte;
„Doch wie ich mein Entſetzen auch verlachte,
„Der Stachel blieb zurück und Schauder rann
„Durch mein Gebein, wenn jener Nacht ich dachte!
„Dies zu verwinden toller nur fortan
„Ergab ich mich dem Taumel wilder Lüſte,
„Als könnte mir der Hölle Macht nicht an,
„Als wäre nichts, wenn ich von mir nicht wüßte!
„Auch hatt' ich längſt beim Orden durchgeſetzt,
„Daß man zur Kreuzfahrt mir an Tunis Küſte
„Ein tüchtig Fahrzeug wohlbemannend rüſte,
„Und zur Vollendung reift das Werk zuletzt;

„Und ſehnend harr' dem Tage ich entgegen,
„Der rettend meinem wüſt verworrnen Geiſt
„Statt dumpfem Brüten Kampfesdrang verheißt
„Und friſche That und freudiges Bewegen!

„Es kam der Tag, das heißt, er war vergangen;
„Denn lange ſchwelgten wir beim Abſchiedsſchmaus,
„Und ſpät erſt ſchritt ich in die Nacht hinaus,
„Zum Boot, das meiner harrte, zu gelangen;
„Es nimmt mich auf und trägt zum Schiff mich hin,
„Und kaum erklimmt mein Fuß die ſchwanke Leiter,
„Da wird das Herz mir leicht, die Bruſt mir weiter,
„Froh fühl' ich, daß ich ſelbſt ich wieder bin;
„Von Kraft geſchwellt die Sehnen, ſorglos heiter
„Bereit' ich vor, was immer nöthig ſchien.
„Die Anker mit des Morgens Strahl zu lichten;
„Bis dahin ſie entbindend aller Pflichten
„Vergönn' ich dann der Mannſchaft müdem Troß
„Zur Ruh' zu ſtrecken die erſchöpften Glieder;
„Ich ſelbſt nur voll Entwürfe, kühn und groß,
„Schreit' ſinnend das Verdeck noch auf und nieder! —
„Schwarz war die Nacht und ſchwül und wolkenſchwer
„Und ſternlos lag der Himmel über'm Meer;
„Da hör' ich einen von der Schiffwach' ſagen:

„Gebt Acht! Sturm gibt es, fängt es an zu tagen,
„Warum nur ſtach er nicht in See gleich jetzt?“
„Ei, toller Burſche!“ wird ihm drauf verſetzt,
„War heute Freitag doch, wie mocht er's wagen!“
„Und kaum, daß an mein Ohr dies Wort geſchlagen,
„Da trägt nachdröhnend auch der Lüfte Strom
„Zwölf Schläge ſchon herüber mir vom Dom!

„Zwölf Schläge! Schaudernd hör' ich ſie verhallen
„Und ohne Grund nicht wird mein Blut zu Eis,
„Trieft kalt die Stirne mir vom Todesſchweiß;
„Denn kaum noch war der letzte Streich gefallen
„Da quillt's auch ſchon am Maſt vor mir empor
„Wie dünnen Rauchgewölkes Nebelflor,
„Und wieder ſtarrt ſein Antlitz mir entgegen,
„Und wieder flammt in ſeiner Fauſt der Degen,
„Und wieder winkt er mir, und wie zuvor
„Erlieg' auch jetzt ich übermächt'gem Schrecke;
„Hinſtürzt' ich bleiern, aller Sinne bar,
„Und ſtaunend trägt, des Spukes nicht gewahr,
„Das Schiffsvolk mich bewußtlos vom Verdecke! —

„Was meinſt Du? War auch das nur Traumeswahn?
„Schläft einer wohl im Auf- und Niederſchreiten,

„Und träumt man offnen Auges auch zu Zeiten?
„Wie, oder ſiehſt Du's wohl für Blaſen an,
„Wie das Gehirn ſie wirft im hitz'gen Fieber? —
„Dann leid' ich Aermſter, unerhört fürwahr,
„An einem ſiebentägigen, mein Lieber;
„Denn wiſſe, klingt's auch ſeltſam, wunderbar,
„An jedem Freitag kehrt der Anfall wieder!
„An jedem Freitag, dröhnt der zwölfte Schlag
„Der Glocke Mitternacht vom Thurm mir nieder,
„Erſcheint er mir, wo er mich treffen mag,
„Im Arm der Wolluſt, betend auf den Knieen,
„Im Tanzgewirr, beim fröhlichen Gelag —
„Da iſt kein Schutz, kein Retten, kein Entfliehen —
„Er winkt nach mir und ſtarrt mich drohend an!
„Und ſo zehn lange Jahre, frommer Mann,
„Verfolgt er mich in trotzigem Beharren;
„In's Herz tief bohrt' ich ihm den Stahl hinein,
„Im Grabe fault er, über ihm der Stein,
„Und macht noch heut wie damals mich zum Narren!

„Was ich dabei empfand? Du denkſt es wohl!
„Erſt ſaß ich Nächte lang und rang die Hände,
„Und ſann die Stirn mir heiß, das Aug' mir hohl,
„Ob ich des großen Räthſels Löſung fände!

„Feig' ſchmäht' ich mich, leichtgläubig, überſpannt,
„Und hielt mit Spott der Seele Bangen nieder,
„Doch kam der Freitag dann und bracht' ihn wieder,
„Dann ſchalt und lärmt' ich, raſ'te zornentbrannt
„Und raufte mir das Haar und warf wie Tolle
„Mich auf den Boden, läſterte im Grolle —
„Bis endlich von Verzweiflung übermannt,
„Im Mark erſchöpft mein Geiſt nach ein'gen Wochen
„Dem Fluch, der über ihn hereingebrochen,
„Nur wüſte Stumpfheit mehr entgegenſetzt,
„Bis — Du meinſt wohl, bis das Maß ſich füllte,
„Und Wahnſinn mein Gemüth mit Nacht umhüllte?
„Nicht ſo, mein Freund! — bis ich's gewöhnt zuletzt!

XIII.

Der Mönch horcht auf, als faßt' er nicht das Wort.
Und kehrt in ſtummer Frage Blick und Miene
Dem Ritter zu, ob Glauben es verdiene,
Der aber ſeufzt und lächelt und fährt fort:

„Du ſtaunſt! Was ſtaunſt Du? — Baut der Menſch am Fuß
„Nicht dampfender Vulcane Haus und Hütten,

„Und weiß, es kann ein Lavaſtrom und muß
„Zuletzt wie Herkulanum ſie verſchütten;
„Doch wohnt er fröhlich unter ihrem Dach
„Und zittert nicht, ob geſtern Rauches Fülle
„Schwarzqualmend aus des Berges Krater brach,
„Ob Donner heut aus ſeinem Schooße brülle;
„Er iſt's gewohnt und frägt nicht mehr darnach!
„Und ich ſollt' nicht zu ſchauen mich gewöhnen,
„Was weſenlos ich aus mir ſelbſt gebar,
„Was eitel Schreck nur brachte, nicht Gefahr?
„Ich ſollte, kam er mit der Stunde Dröhnen,
„Auffahren ewig bleich und ſchreckenfahl
„Mit ſtierem Blick und ſchlotternden Gebeinen?
„Das mocht' ein Weib! — Ich war gar bald im Reinen,
„Es ſcheu' der Schemen meines Blickes Strahl;
„Wenn nur recht unverwandt und kalt entſchloſſen
„Mein Auge feſt an ſeinen Zügen hing,
„So brach der Zauber, der mein Herz umfing
„Und Luft in Luft verdämmernd war's zerfloſſen!
„So that ich fürder denn und ſah ich gleich
„Stets fröſtelnd nur dem Freitagsgaſt entgegen,
„So kam die Mahnung aus dem Geiſterreich
„Zuletzt doch kaum viel mehr mir ungelegen
„Als etwa — jähe Seitenſtiche pflegen!

„Ich hatte, wie geſagt, mich dran gewöhnt
„Und ſteh' ich vor Dir heut mit fahlen Backen,
„Erloſch die Stimme, die einſt laut gedröhnt,
„Verglomm mein Auge, beugte ſich mein Nacken,
„Glaub' nicht das Bangen einer Spanne Zeit,
„Wußt' Woche gleich für Woche ich's empfinden,
„Hätt' ſolchem Leid verzehrend mich geweiht!
„Das Schickſal, meinen Geiſt zu überwinden,
„Der trotzig Stand hielt leerem Seelenleid,
„Wußt' ſinnreich herb're Qual mir zu erfinden;
„Es traf mein Fleiſch, ließ meine Heldenkraft
„Verlodern langſam in des Siechthums Haft,
„Ließ unter Krämpfen nur mein Herz ſich heben,
„Ließ ſolche Foltern mein Gehirn durchbeben,
„Daß kalter Schweiß mir von der Stirne quillt,
„Daß Zornesthränen mir die Augen näſſen,
„Und meine Zähne knirſchen, denk' ich deſſen!
„Das iſt es, Mönch! Sei Herzleid noch ſo wild,
„Gram noch ſo tief und Kummer noch ſo bitter,
„Sie ziehen raſch vorüber wie Gewitter,
„Und duftend bald grünt wieder das Gefild;
„Der Schmerz, der unſres Lebens Mark zerrüttet,
„Der mit Verzweiflung wie mit Wüſtenſand
„Den letzten Quell der Hoffnung uns verſchüttet,

„Der wie am Steppengras des Feuers Brand
„Fortlodernd haſtig frißt an unſern Jahren,
„Der ſprießt nur auf in unſrer Leiblichkeit;
„Troſtloſes Siechthum nur, ich hab's erfahren,
„Das iſt der Menſchheit herbſtes ſchlimmſtes Leid,
„Und gäb's ein größ'res — doch es drängt die Zeit
„Und heißt mit meines Athems Hauch mich ſparen!

„Vernimm denn kurz! Ein Jahr ſchwand hin und mehr,
„Und Lenzesduft und heitres Blüthenprangen
„Verkündete der Oſtern Wiederkehr;
„Charfreitag war's; der Tag war hingegangen,
„Nicht zwar der Jahrtag, daß ich ihn erſchlug,
„Denn Oſtern, weißt Du, wechſelt im Kalender,
„Doch immerhin mir a'rad kein Freudenſpender,
„Da jeder Freitag herbe Frucht mir trug!
„Ich ſaß bei meiner Ampel Flackerhelle,
„Und was auf meiner Kreuzfahrt ich vollbracht,
„Das trug ich nun in einſam ſtiller Nacht
„Auf Malta zu Papier in meiner Zelle!
„Denn damals kam's mir Thoren in den Sinn,
„Wie Cäſar that in ſeinen Commentaren,
„Der Nachwelt meine Thaten zu bewahren;
„Nun fuhr die Thorheit längſt mit andern hin!

„Genug, ich ſchrieb, und glaub' mir wie ich's ſage,
„Schrieb ohne Zittern ruhig ganz und gar
„Mit feſter Hand, denn wußt' ich gleich auf's Haar,
„Er werde kommen mit dem Glockenſchlage,
„Längſt galt mir, wie Du weißt, nur mehr für Plage,
„Was erſt mir Schauder und Entſetzen war!

„Die Stunde ſchlägt! Da ſteht's und ſtarrt mich an
„Und winkt mir drohend wieder mit dem Degen;
„Doch trotzig flammt mein Auge ihm entgegen,
„Es fortzuſcheuchen, wie ich ſonſt gethan:
„Diesmal jedoch blieb meine Müh' verloren,
„Denn nicht wie ſonſt zerfließt das Luftgebild;
„Nein, näher ſchwebt's und ſeine Blicke bohren
„Sich in mein Herz gleich Flammenmeteoren
„Und fordern mich zum Kampfe trotzig wild.
„Jetzt hebt's den Arm, und dreimal meinen Rücken
„Hohnlachend trifft es wie mit kaltem Stahl,
„Und Froſt des Todes fühl' ich mich durchzücken,
„Und auf vom Tiſche fahr' ich leichenfahl!

„Doch plötzlich nimmt's wie Zauber mich gefangen;
„Erſt zitternd noch und meiner mächtig kaum,
„Verkehrt in Ingrimm fühl' ich ſchenes Bangen,

„Und durcheinander fließt mir wie im Traum
„Unlösbar was da iſt und was vergangen!
„Nicht mehr in meiner Zelle dunklem Raum,
„Als Rächer, iſt mir, ſtünd' ich auf der Lauer
„Im Todtengäßchen an der Kirchhofmauer,
„Und harrte ſein! Und plötzlich wie ein Schwert
„Fühl' wuchtend ich in meiner Hand es liegen,
„Und eh ich's weiß, hat meiner Pulſe Fliegen
„Auch drohend ſchon dem Feind es zugekehrt!

„Bemüht des Gegners Blößen aufzuſpüren,
„Kreuzt Schwert ſich raſch mit Schwert, doch ohne Klang:
„Denn Schattenſchwerter ſind es, die wir führen,
„Luftklingen ſind's, die wirbelnd ſich berühren,
„Bis ſeine jetzt in's Herz mir ſchneidend drang!
„Aufächz' ich laut und meine Kniee beben;
„Nicht kaltes Eiſen, eines Blitzes Brand
„Durchzuckte ſtammend, ſchien's, mein tiefſtes Leben;
„Da fühl' ich Nacht die Blicke mir umweben,
„Und ſtürzend gleit' ich nieder an der Wand!

„Bewußtlos ward ich Morgens drauf gefunden;
„Erſtarrt und kalt und leblos ganz und gar,
„Doch nicht in Blut gebadet, denn kein Haar

„War mir gekrümmt, nicht eine Spur von Wunden
„Trug irgendwo mein Leib, noch mein Gewand,
„Und, wo ich's wahrte in den Abendſtunden,
„Hing unberührt mein Schwert noch an der Wand!

„Kaum daß noch fühlbar meines Herzens Pochen,
„In Starrſucht lag drei Tage dann ich hin,
„In Fieberraſen lange, herbe Wochen;
„Und Monden noch erſchöpft, gelähmt, gebrochen,
„Nur mehr zu ſterben lebt' ich, wie es ſchien!
„Als endlich Jugendkraft dem Siechthum wehrte,
„Als ich genas, begann das alte Spiel;
„Kein Freitag, daß der Spuk nicht wiederkehrte
„Und kein Charfreitag, daß vor ſeinem Schwerte
„Nicht willenlos des grauſen Gegners Ziel
„Ich ohne Wunde todeswund doch fiel!
„Von Neuem dann auf's Siechbett folternd nieder
„Wirft mondenlang mich namenloſer Schmerz,
„Dann Nadelſtiche jeden Freitag wieder
„Und am Charfreitag drauf den Stich in's Herz!

„Und wär' mein Tod nur dieſer Kämpfe Ziel!
„Was läge dran? Einmal muß jeder ſterben!
„Hinſiechend aber jahrelang verderben,

„Wurmſtichig, eh' ich noch vom Aſte fiel,
„Am Baum verfaulen, auf des Lebens Pfaden,
„Kaum daß drei Dutzend Jahre ich erreicht,
„Gekrümmt den Rücken und das Haar gebleicht
„Hinſchleichen wie mit ſiebzigen beladen!
„Das iſt es, Mönch! Ich ſchwieg und litt und trug,
„So lang noch Stärke war in dieſen Armen;
„Doch ſeit dies Leiden meine Kraft zerſchlug,
„Stöhnt jede Fiber meiner Bruſt: Genug!
„Und jeder Schlag des Herzens ächzt: Erbarmen!"

XIV.

Der Ritter ſpricht's und ſeine Stimme bricht,
Und fieberglühend in die Kiſſen nieder
Des Pfühles ſinken die erſchöpften Glieder,
Und in die Hände birgt er ſein Geſicht.
Stumm ſitzt der Mönch, von tiefem Ernſt umwoben,
Wie im Gebet den Blick emporgehoben,
Bis ſo zuletzt er ſtill geſammelt ſpricht:

„Woran Ihr leidet, ließt Ihr mich erkennen,
„Wollt, Herr, nun auch, wo Hilfe Ihr geſucht,

„Die Mittel, die Ihr angewandt, mir nennen,
„Und wie Ihr's thatet und mit welcher Frucht?
„Nicht müß'ge Neugier ſcheltet mein Verlangen;
„Der Pfade kundig nur, die Ihr gegangen,
„Vermeid' ich jene, die Ihr ſchon verſucht,
„Und mag auf beſſerm Weg an's Ziel gelangen"

Der Ritter rafft empor ſich aus den Kiſſen:
„Die Mittel, die ich brauchte, willſt Du wiſſen?"
Mit höhniſch bitterm Lachen hebt er an:
„Frag' lieber, welchem Salze, welchem Kraute
„Mein Leid in ſeinem Raſen nicht vertraute,
„Frag' was ich nicht verſuchte, nicht gethan?!
„Erſt wollt' ich, Thor, durch die mir Heil erwerben,
„Die ſtets mir Fluch geweſen und Verderben:
„Ich meine Wein und Weiber! — Toller Wahn!
„Umſonſt kopfüber in die lohen Flammen
„Hinunter taucht' ich wildempörter Luſt;
„Der müde Leib nur brach erſchöpft zuſammen,
„Die Seele blieb des Fluches ſich bewußt!

„Für krank darauf begann ich mich zu halten,
„Und ſo ergab ich mich der Aerzte Walten;
„Da wurden denn Decocte mir gemiſcht,

„Auch Aderlaß und Schröpfen that das Seine;
„Doch da war keine der Arzneien, keine,
„Die labend mir der Seele Mark erfriſcht!
„Jetzt ſchlug die Frömmigkeit mir in den Nacken;
„Zerknirſcht zur Erde ſenkt' ich meinen Blick;
„Mein Herz zu rein'gen von der Sünde Schlacken
„Den Beichtſtuhl ſtürmt' ich, ſchwang den Geißelſtrick;
„Mit Dornen hielt ich mir den Leib umwoben,
„Und kniete tagelang, die Händ' erhoben
„Vor Gnadenbildern, die mein Wahn beſucht;
„Man hätte heilig faſt mich ſelbſt geſprochen,
„So völlig hatt' ich mit der Welt gebrochen,
„Und doch tief innerſt fühlt' ich mich verflucht!

„Da kam mir von Meſſina einſt die Kunde,
„Daß dort im Kloſter nächſt dem Lazareth
„Durch einer Nonne Segen und Gebet
„Von ſchwerem Siechthum vieles Volk geſunde;
„Den hauch' ſie an, leg' dem die Hände auf,
„Krampf wiſſe ſie und Fallſucht zu beſchwören,
„Und mache Blinde ſehen, Taube hören —
„Und dahin lenk' ich raſch des Schiffes Lauf;
„Und endlich poch' ich an des Kloſters Pforte,
„Da grüßen ſchreckend mich die Trauerworte,

„Es ringe Schweſter Clara mit dem Tod.
„Ich aber, feſt entſchloſſen, ſelbſt im Sterben
„Ihr abzuringen, was in meiner Noth
„Mir rettend Heil vermöchte zu erwerben,
„Ich ſtürm' des Kloſters Hallen raſch entlang,
„Und jetzt am Ziele ſtrecken welk und hager
„Zwei Arme ſich nach mir vom Schmerzenslager;
„Ein Schrei erſchallt und ächzend dumpf und bang
„Von Lippen, kaum mehr fähig ſich zu regen:
„Vergib! Vergib!" haucht's flüſternd mir entgegen,
„Und wohl, wohl kannt' ich dieſer Stimme Klang!

„Sebaſte war es, die zu mir geſprochen,
„Und ſchweigend ſtarr' ich regungslos ſie an,
„Bis ihres Auges Strahl der Tod gebrochen,
„Und täuſchend meiner Hoffnung Traum zerrann!
„Seit jenem Tage, Jahre ſind's, war eben
„Des Zufalls Raub, der Laune Spiel mein Leben,
„Dem nur aus Unruh noch Behagen quillt!
„Jetzt knieend vor dem Kreuz die Geißel ſchwingend,
„Jetzt Schelmenlieder mir zur Laute ſingend,
„Heut faſtend, morgen ſchwelgend toll und wild,
„Laß hier der Halle wirr Geräth Dir ſagen
„Wie dahin, dorthin mich die Wirbel jagen,
„Und höher ſtets des Leides Fluth mir ſchwillt!

„Zehn Jahre, ſchreckerfüllte, nachtumflorte,
„Zehn Jahre leb' ich ſo! — O frag' nicht wie?
„Gedanken denken's nicht, noch ſagen's Worte!
„Sieh, wie die Kraft der Jugend mir verdorrte,
„Dies graue Haar und dieſe Furchen ſieh!
„Zehn Jahre leb' ich ſo, wenn anders Leben
„Dies zwiſchen Wahnſinn und Entſetzen Schweben,
„Dies Rettung ſuchen und nicht wiſſen wo?
„Dies Zagen Jahr für Jahr vor einem Tage,
„Und Woch' um Woche vor dem Stundenſchlage.
„Wenn Leben dies, zehn Jahre leb' ich ſo!

„Nun weißt Du Alles, nichts blieb Dir verſchwiegen
„Und offen ſiehſt Du klaffend, tief und weit,
„Die Wunden meines Herzens vor Dir liegen!
„So heil' nun rettend, denn es drängt die Zeit,
„Die kranke Seele mir, die matten Glieder!
„Denn heute, Mönch, heut iſt Charfreitag wieder,
„Und mit der nächſten Stunde letztem Streich
„Grinſt wieder mir das Schreckensbild entgegen,
„Winkt wieder drohend nach mir mit dem Degen
„Und ruht nicht, raſtet nicht, bis ſchreckensbleich
„Haß, Abſcheu, Angſt, Entſetzen, Zorn und Zagen
„Selbſtmörderiſch wieder in ſein Schwert mich jagen,

„Bis wieder Wahnſinn mein Gehirn umtoſ't,
„Bis wieder — Weh, mir ſchaudert! — Gnade, Gnade!
„Hilf, rett' mich aus dem Schiffbruch an's Geſtade,
„Laß Troſt mich finden, Bruder Seelentroſt! —
„Vor Leid mag keiner, der da lebt, ſich wahren;
„Des meinen Bürde aber drückt zu ſchwer,
„Zu Bergeslaſten wuchs ſie mit den Jahren;
„Wund ſind die Schultern! — Hilf! Ich kann nicht mehr!"

XV.

Der Mönch, verſunken tief in ernſtes Sinnen,
Läßt durch die Hand des Bartes Silber rinnen;
Lang forſchend blickt er nach dem Ritter dann,
Und ſo hört endlich dieſer ihn beginnen:
„Ihr wandtet viele Mittel fruchtlos an,
„Die Heil vielleicht vermocht Euch zu gewinnen.
„Ließt dort Ihr nicht durch abergläub'ſchen Wahn
„Mit Täuſchungen berückend Euch umſpinnen,
„Riß hier nicht leider von der rechten Bahn
„Strafbarer Kleinmuth Euch zu früh von hinnen,
„Grifft nicht verkehrt Ihr Eure Heilung an,
„Hinein von Außen ſtatt heraus von Innen!

„Soll Euch Geneſung werden, gilt es eben
„Erſt Eures Uebels Wurzeln nachzuſtreben,
„Denn an der Oberfläche klebt der Thor
„Und in der Tiefe wohnen Tod und Leben!
„Tritt klar erſt Eures Leides Quell hervor,
„Dann iſt das rechte Mittel auch gegeben;
„Und was kein Arzt, kein Prieſter Euch beſchwer,
„Vermag ein Kind mit einem Wort zu heben!
„Drum neigt zwei Fragen huldvoll noch das Ohr:
„Habt Ihr bereut und habt Ihr, Herr, vergeben?“

„Bereuen!“ grollt der Ritter. „Wer darf wagen
„Von Reue wie Verbrechern mir zu ſagen?
„Wie, meinſt Du, weil ich einſt die Geißel ſchwang
„Und ab und zu in meinen frommen Tagen
„Den Stachelgürtel um den Leib mir ſchlang,
„Geheimer Vorwurf müſſe an mir nagen?
„Du irrſt! Ich brach der Ordensregel Zwang,
„Sonſt hab' ich keiner Schuld mich anzuklagen,
„Und dieſe eine büßt' ich ſchwer und lang!
„Das Andre aber, daß ich ihn erſchlagen,
„Alphons dereinſt auf ſeinem Kirchengang,
„Das war mein Recht, und Beſſre ſchon erlagen
„Um mindern Grund gerechtem Rachedrang;

„Ein Zweikampf war's und ohne Furcht und Zagen
„Will jenſeits, wenn das Wort nicht hohler Klang,
„Ich Rede ſtehen drob des Richters Fragen!

„Und wie, vergeben? — Wem denn? Doch nicht ihnen,
„Die heuchleriſch, mit frommen, heil'gen Mienen
„Mich frech getäuſcht, verrathen und verhöhnt,
„Die ſelbſt im Grab noch meinen Fluch verdienen,
„Weil, was das Leben ſchmückend uns verſchönt,
„Seit ihrer That nur Blendwerk mir erſchienen;
„Weil alles Glaubens dieſes Herz entwöhnt
„Für immer mit der Menſchheit brach in ihnen!

„Vergeben! Nie! Verbleichen und verblaſſen
„Mag vielen, was ſie glühend erſt erfaſſen,
„Ich mochte nie, ein unſtät Pendelblei,
„Im ſteten Schwanken meine Kraft verpraſſen;
„Was mich ergriff, das gab mich nie mehr frei,
„Was ich erfaßt, das konnt' ich nie mehr laſſen;
„Ich liebte beide bis zur Raſerei,
„Und wie ich liebte, muß ich nun ſie haſſen!

„Vergeben? Nie! Wenn in den Finſterniſſen
„Des Grabes Todte noch vom Leben wiſſen,

„So wiß' er, daß mein Haß noch ungeſchwächt,
„Daß dieſes Herz, in ſeinen Groll verbiſſen
„Noch jubelt, daß es meine Hand gerächt,
„Und lieber ſelbſt den Himmel wollte miſſen,
„Als das Bewußtſein, daß in Mitten recht
„Der Sünden ihn der Tod hinweggeriſſen!

„Er iſt verdammt, ſind Wahrheit Eure Lehren,
„Was frommt es noch, Vergebung ihm gewähren?
„Doch frommt' es auch, und träufte in die Pein
„Der Flammen, die dort folternd ihn verzehren,
„Ein Wort von mir Erlöſung ihm hinein,
„Ja, könnt' mir ſelbſt Dein Wiſſen Heil beſcheeren
„Um dieſen Preis nur — nein, nein, ſagt' ich, nein!
„Viel beſſer hier und dort des Heils entbehren,
„Als meiner Rache Werk ſo platt gemein
„Zum Poſſenſpiel entwürdigend verkehren! —"

Der Ritter ſpricht's und ſeine Augen flammen,
Der Mönch, wie eingeſchüchtert, zuckt zuſammen,
Doch plötzlich hebt ſein Haupt ſich ſtolz empor,
In Ernſt und Würde, die vom Himmel ſtammen,
Dreht ſeine Stirne, mild und glatt zuvor;
Das Aug', in dem erſt Mondlichtſtrahlen ſchwammen,

Sprüht Blitze, die der Zorn heraufbeſchwor,
Der lang geprüft, um endlich zu verdammen!

XVI.

„Genug des Prahlens und des Selbſtbetruges!“
Hebt zornbegeiſtert ſeine Rede an:
„Zu lang ſchon wandelt Sünde ihre Bahn
„Im Feſtgejubel eines Siegeszuges!
„Zeit iſt es, daß Erkenntniß, ſtreng und kalt,
„Der Täuſchung Larve ihr vom Antlitz reiße,
„Und daß entdeckt in ihrer Mißgeſtalt
„Was ſtets ſie war, nun endlich auch ſie heiße!
„Zeit iſt es, daß Du ohne Trug und Liſt,
„Nicht wie Dir eitler Wahn es ſchmeichelnd ſchildert,
„Dein Weſen ſchaueſt, wie Du wahrhaft biſt,
„So vornehm fein, und doch ſo roh verwildert!

„Was war Dein Leben, ſprich, bis dieſen Tag?
„Jetzt Schlachten ſchlagen, nicht zu Gottes Ehre,
„Nein, nur aus Hoffart, daß Dein Ruhm ſich mehre,
„Jetzt Würfelſpiel und Händel und Gelag,
„Jetzt ſchmeichelnd armer Mädchen Herz bethören,

„Was war als Selbſtſucht Deines Herzens Schlag,
„Dein Tagwerk als Genießen und Zerſtören?
„Und dennoch prahlt noch heut Dein frevler Wahn
„Kein Vorwurf drücke Dich, und faßt Dich Zagen
„Und bangſt Du, naht die Freitagnacht heran,
„Nicht Strafgericht des Himmels wär' Dein Leiden,
„Dich treff' nicht Gott, nur Krankheit fall' Dich an! —
„Greif in Dein Herz! Wer lockte jene Beiden,
„Als Du, Verſucher, von der rechten Bahn?
„Wer war's als Du, der ihren Sinn verſtörte,
„Ihr Herz vergiftete, ihr Blut empörte?
„Und Du biſt ſchuldlos, Du haſt Recht gethan?

„Ja, zürne nur, und blicke grimm und wild!
„Du haſt ihn, der, Dein Herz ſich zu gewinnen,
„Den eignen Leib Dir rettend bot als Schild,
„Und freudig ſah für Dich ſein Blut verrinnen,
„Du haſt von Licht zur Nacht ihn hingekehrt:
„Du haſt um dieſes Lebens Truggenüſſe,
„Um Trinkgelage, Spiel und feile Küſſe
„Der unentweihten Seele vollen Werth
„Wie Gold für Spreu hinwerfen ihn gelehrt!
„Du haſt die Jungfrau, die des Himmels Walten
„Den Räubern zu entreißen Dir gewährt,

„Statt wie ein Kleinod heilig ſie zu halten,
„Berückt, verblendet, haſt mit frevler Glut
„Vergiftet ihrer Seele reinen Bronnen,
„Und die vertraut Dir war zur Ehrenhut,
„Zu ſchnöder Luſt Mitſchuld'gen Dir gewonnen!

„Du meinſt zwar, ſie war ſchlecht vom Anfang her,
„Weil ſpäter ihre Schwüre ſie vergeſſen?
„Wer aber machte ihr das Leben ſchwer,
„Wer freute ſich, ihr Thränen zu erpreſſen,
„Wer lehrte ihre Seele mehr und mehr
„Statt Dir vertrauen, ängſtlich vor Dir zagen?
„Und als Du heimwärts zogſt in jenen Tagen,
„Wer warf als Du ſie in des Freundes Arm,
„Deß Herz — muß ich nach Jahren erſt Dir's ſagen! —
„Deß Herz verſchwiegen längſt nicht minder warm
„Und ungeſtüm als Dein's für ſie geſchlagen?
„Du lehrteſt ſie den erſten Fehltritt wagen,
„Leicht wagt den zweiten, der den erſten thut!
„Zwei Herzen, die Dir fromm vertrauend nahten,
„Entweihteſt Du in wilder Sinnengluth,
„Mißbrauchteſt Du im rohen Uebermuth;
„Die Du entwürdigt, mußten Dich verrathen!

„Und Du, der Beide in's Verderben ſtieß,
„Der ſie, in Gram und Reue ſich verzehrend,
„In Kloſtermauern büßend enden ließ.
„Und gegen ihn des Schwertes Spitze kehrend
„Ihn niederſtach, und raſend, ſinnberaubt
„Noch Fluch gehäuft auf ſein bewußtlos Haupt,
„Du zürnſt noch Deinen Opfern, wagſt nach Jahren
„Noch keck zu prahlen, daß in's Grab nicht bloß,
„Daß ſchuldbedeckt durch Deinen Degenſtoß
„Dein Feind hinab zur Hölle mußte fahren!
„Weß rühmſt Du Dich in blinder Zuverſicht,
„Unſeliger? — Lebſt ewig Du auf Erden?
„Harrt nicht auch Deiner Richter und Gericht,
„Und wer nicht Gnade übt, wird dem ſie werden?

„Wie, oder willſt Du länger noch bethört
„Als Blendwerk achten oder Fieberraſen,
„Was feindlich Dir der Nächte Schlummer ſtört,
„Der Seele Sturm beſchwören Dir mit Phraſen,
„Als wär' kein Jenſeits, und Dein Herz ſpricht: „Ja!"
„Als wär' kein Gott, der Lenker der Geſchicke,
„Und fühlſt ihn doch allgegenwärtig nah,
„Und bangſt und bebſt vor ſeinem Richterblicke?!

„O ſäum' nicht, bis Dein Urtheil er gefällt!
„Begreife, Dich zu warnen kömmt der Schemen;
„Er fordert, was Dein Haß ihm vorenthält,
„Er bittet Dich, den Fluch zurückzunehmen,
„Der einſt die Todesſtunde ihm vergällt;
„Ein Bote naht er Dir, von Gott erleſen,
„Und mahnt Dich hülfreich: Du biſt ſiech und krank;
„Bereu', vergib! Das iſt der Heilungstrank,
„Den ſtürz' hinunter und Du biſt geneſen!

„Hör' ſeinen Rath! Gedenke, wie herab
„Vom Kreuz, an das ihn unſre Schuld geſchlagen,
„Der Heiland ſeinen Mördern einſt vergab,
„Und laß' in Deiner Bruſt auch Milde tagen! —
„Du kannſt nicht, meinſt Du? — Was der Herr gethan,
„Bleib' unerreichbar menſchlichem Beſtreben! —
„O blick' nicht zweifelnd ſcheu zum Kreuz hinan,
„Und laß mein Schickſal den Beweis Dir geben,
„Was gottgekräftigt feſter Wille kann;
„Denn mir auch ſchwoll von wildem Zornesbeben
„Dereinſt das Herz, auch mich ließ Rachegluth
„Heiß dürſten einſt nach meines Feindes Blut,
„Und doch, doch hab' ich heute ihm vergeben!

„Und fragſt Du: Wem? Dir, Dir vergab ich heute.
„Ich bin der Greis, der dort an Napels Strand,
„Als nachtumdämmert mein Bewußtſein ſchwand,
„Entführt die Tochter der Piraten Beute,
„Gefällt die Söhne ſah von frevler Hand!
„Ich bin es, der, zurückgekehrt in's Leben,
„In wildem Gram erſt mein Geſchick verflucht,
„Und dann, ruheloſer Sehnſucht hingegeben,
„In Oſt und Weſt nach meinem Kind geſucht!
„Ich bin es, der verzweifelnd ſie gefunden,
„Von Scham und Reue, Leib und Seel' verzehrt,
„Bis ich zum Kreuze flüchten ſie gelehrt,
„Bis Kloſterſtille Kühlung ihren Wunden
„Und Heilung endlich ihr das Grab gewährt!
„Ich bin's! Ich überlebte jene Stunden,
„Gott wollt' es ſo! Ich hab' es nicht begehrt!

„Sebaſtens Vater bin ich, der durch Jahre
„In Groll nur rachedürſtend Dein gedacht,
„Bis weiß und weißer wurden meine Haare,
„Bis manche Nacht am Krankenbett durchwacht,
„Bis meiner ſtillen Zelle trauter Frieden
„Und das Gedächtniß derer, die geſchieden,
„Den Zorn getilgt und Ruhe mir gebracht!

„Wohl glimmte noch für Dich ein letzter Funken
„Des alten Grolls in meiner Seele Schooß,
„Doch haben, seit Dein Herz sich mir erschloß,
„Auch diesen Deine Thränen aufgetrunken!
„Gott führte uns zusammen, Gott ist groß!
„Versöhnen soll die Lebenden und Todten
„Der Tag, an dem des Heilands Blut einst floß!
„Sei denn die Hand zum Frieden Dir geboten,
„Und reich' nun Deine jenen übers Grab,
„Vergib, wie ich, und wie einst Er vergab!

„O säum' nicht! Was vom Glück mir noch geblieben,
„Sie war es, sie, mein letztes, liebstes Kind,
„Und Deine Selbstsucht hat sie roh und blind
„In Schuld und Schmach dem Abgrund zugetrieben!
„Er aber hieß auch unsern Feind uns lieben,
„Und ich gehorchte und mein Groll entschwand! —
„Ich ging voran; folg' nach auf meinem Pfade;
„Nicht ihretwillen, denn in Gottes Hand
„Steht ihr Geschick und braucht nicht Deiner Gnade,
„Um Deinetwillen fleh' ich, folg' mir nach,
„Daß nicht, bevor der Seele Trotz Dir brach,
„Der Herr vor seinen Richterstuhl Dich lade!
„O säum' nicht! Bring' die Stunde Dir Gewinn,

„Wenn keine Frucht die Jahre Dir beſchieden;
„Bereu'! Vergib! Wo nicht, ſo fahre hin!
„Beharrt im Haß auch jetzt noch ſtarr Dein Sinn,
„So hab' Dein Schickſal! — Liebe nur bringt Frieden!

XVII.

So ſpricht der Mönch und geht! — Doch in der Mitte
Des Saales ſchon bemmt dumpfer Klagelaut
Krampfhaften Schluchzens lähmend ſeine Schritte,
Und wie ſein Auge forſchend rückwärts ſchaut.
Erblickt er ächzend bang und ſchmerzestrunken
Des Ritters hohe mächtige Geſtalt,
Das Antlitz heiß von Thränen überwallt,
Am Lager auf die Kniee hingeſunken!

Da zuckt es leuchtend wie ein Sonnenſtrahl
Empor in Bruder Seelentroſtes Zügen
Und raſch, als ob ihn Engelsſchwingen trügen,
Durchmißt rückwärts gewendet er den Saal
Und beugt ſich nieder zu dem Kummervollen,
Und ruft ihn an, und mit ſo mildem Ton,
Als ſtreng erſt ſeinen Lippen er entquollen,
Recht wie der Vater zum verlornen Sohn

Läßt dieſes Wort den Lippen er entſchweben:
„Bereut Ihr, Herr, und wollt Ihr, ſprecht, vergeben?“ —

Da wogt des Hingeſunknen Bruſt hoch auf
Und ſchwillt und ringt, als ob ſie Sturm durchbebe,
Und flüſternd unterm wilden Thränenlauf
Hinhaucht er: „Ich bereue! Ich vergebe! —“
„Herr, nimm ihn auf in Deine Vaterhuld!“
Beginnt der Mönch und hebt die Hand zum Segen,
„Ich löſe Dich von Deines Lebens Schuld
„Und Friede ſei mit Dir auf Deinen Wegen!
„Für jene aber, die das Grab verſchließt,
„Laß nun zu Gott uns unſre Bitten lenken,
„Und mög' er gnädig, wie er Dir es iſt,
„Auch ihrer Schuld erbarmend nur gedenken!“

Er ſpricht's und wirft ſich neben ihm auf's Knie,
Die Hände zum Gebete fromm erhoben,
Der Ritter aber fühlt ſich ſelig, wie
Mit Himmelsduft von ſeinem Wort umwoben!
Gelinder ſtrömt der Thränen herbe Fluth
Hernieder ihm die abgezehrten Wangen,
Der Sturmeswirbel ſeiner Seele ruht
Und heil'ge Stille hält ſein Herz umfangen.

Er betet! — Abgebrochner Worte Klang
Und Seufzer wehen flüſternd durch die Halle,
Als ob des Sieges froh, der ihm gelang,
Sie ſeines Engels Flügelſchlag durchwalle,
Und Mondenſchimmer funkelnd, hell und rein,
Durch ihre Räume ſilbern rings ergoſſen,
Hält leuchtend wie der Gnade Strahlenſchein,
Des Wahnbefreiten Stirne mild umfloſſen.

Da hebt zum Schlag die Glocke dröhnend aus,
Zwölf Schläge hallen dumpf vom Thurme nieder! —
Auffährt der Ritter; wie ein brechend Haus
Sturzdrohend wanken taumelnd ſeine Glieder,
Nach einer Stütze irrend faßt die Hand,
„Charfreitag!“ weht's von ſeiner Lippen Rand
Und gläſern ſtarrt ſein Blick hinaus ins Leere,
Als ob im Bann unheimlicher Gewalt
Nach innen ganz ſich ſeine Sehkraft kehre.
Und wie der Stunde letzter Schlag verhallt:
„Hilf, rette!“ ſtöhnt er — „Dort im Fenſterbogen,
„Dort quillt's empor wie grauer Nebelflor —
„Wie Rauchgewölke kömmt's heraufgezogen —
„Schon tauchen Haupt und Glieder draus hervor!
„Siehſt Du die Narbe ſeiner Stirne glühen? —

„Siehſt du ſein Auge Blitze nach mir ſprühen? —
„Bald um den Schwertgriff nun die Fauſt geballt,
„Zum Kampfe fordernd tritt er mir entgegen! —
„Doch wie, er ſäumt?! — Er greift nicht nach dem Degen,
„Und wonnevolles Lächeln, ſeh' ich, wallt
„Um ſeine Lippen, ſpielt in ſeinen Zügen —
„Er ſieht mich freundlich, ſieht verſöhnt mich an —
„Er hält — will eitel Blendwerk mich betrügen —
„Die Arme hält er weit mir aufgethan! —
„Er ſchwebt verklärt und lächelnd mir entgegen!
„Und ich — wo ſchwand mein Abſcheu hin, mein Groll? —
„Welch ſeltſam Sehnen fühl' ich mich bewegen —
„Er winkt nach mir ſo mild, ſo liebevoll!
„Es reißt mich hin! — Ich kann nicht widerſtreben!
„Freund meiner Jugend! Dein in Tod und Leben!"

Er ruft's! Vergebens hält am Mantelſaum
Der Mönch den Vorwärtsſtürmenden zurücke,
Er taumelt wie berauſcht von jähem Glücke
Unſichern Tritts entlang der Halle Raum;
Jetzt ſteht er ſtill, vom Mondlicht rings umfloſſen,
Und öffnet weit die Arme, beugt ſich vor,
Als hielt' ein theures Weſen er umſchloſſen:
Verſöhnung", ruft er, „Liebſter der Genoſſen!"

Doch plötzlich ſchlägt ein leiſer Schrei empor,
Und wie ein Blitzſtrahl zuckt's durch ſeine Glieder,
Sein Aug' erliſcht und ſeine Lipp' erbleicht,
Und eh' der Mönch den Sinkenden erreicht,
Stürzt ſchweren Falls er auf den Eſtrich nieder!

XVIII.

Längſt war der Mond verblichen am Himmelszelt
Und hell im Morgenſchimmer glüht Flur und Feld.

Valencia hebt vom Schlummer ſein Lockenhaupt
Von Blumen ſüß umduftet, von Wein umlaubt;

Es ſchmückt ſich mit Prunkgewändern, mit Strauß und Kranz
Als Königin zu leuchten in Feſtesglanz!

Denn nun, da erſt Charfreitag vorüberſchwand,
Nun ſchmückt zur Oſterfeier ſich Stadt und Land!

Da wimmeln alle Straßen, da wogt Gebraus
Vom Markte bis zum Hafen, Thor ein Thor aus!

Da flattern bunte Wimpeln an Thür und Thor
Und luſtig hallt vom Thurme Trompetenchor!

Das Haus allein der Lara ſteht ernſt und ſtumm,
Mit Flor verhangen Fenſter und Wand ringsum;

Denn ſchlummernd, eine Leiche, liegt blaß und fahl
Der Großprior Minorcas in ſeinem Saal!

Er liegt ſo ſtill und friedlich, ſo lächelnd da,
Wie keiner noch im Leben ihn lächeln ſah;

Er liegt ſo ſtill und friedlich, als hätt' nie Leid
Sein Herz berührt, ſein Leben nie Schuld entweiht!

Der Mönch kniet ihm zu Füßen, das Haupt geſenkt,
Die Seele flehend aufwärts zu Gott gelenkt;

Er betet, nicht in Worten, ſein ganzes Herz
Schwingt, jeder Pulsſchlag Liebe, ſich himmelwärts;

Er betet bis vom Kloſter der Glocke Klang
Ihn ſeiner Pflichten mahnend herüberdrang.

Und ſich erhebend tritt er zur Leiche dann
Und blickt die ſtarren Züge ſtill forſchend an,

Und ſpricht in tiefem Sinnen: „Ruh' ſanft nun aus
„Vom Drang empörter Wogen und Sturmgebraus!

„Ein Irrthum wars, der täuſchend auf falſcher Bahn
„Weit ab vom Ziel Dich führte vom Anfang an!

„Du lernteſt nie entſagen, und nie dem Schmerz
„Und ſeiner Mahnung beugen Dein trotzig Herz!

„Du lebteſt nie für Andre, nur Dir allein,
„Du wollteſt nie beglücken, nur glücklich ſein!

„Erlaubt ſchien Dir auf Erden, was Dir gefiel,
„Und Spielzeug war Dir alles, und alles Spiel!

„Doch wie Dein Geiſt auch irrte, untrübbar hell
„Sprang ſprudelnd Dir im Herzen der Wahrheit Quell;

„Wie oft Du ihn verſchüttet, unhemmbar drang
„Dir mahnend in die Seele ſein Flüſterklang,

„Und überhört bei Tage, gewann er Macht
„Und folterte Dich ſchreckend in ſtiller Nacht!

„Und dieſer Trieb zur Wahrheit zuletzt entriß
„Den Schlingen Dich der Lüge, der Finſterniß!

„Er löſte Deine Bande und brach dabei
„Der morſche Leib in Stücke, Du ſelbſt biſt frei!

„So ruh' denn ſanft, Befreiter! Aus Nacht und Qual
„Zurück in's Lichtmeer wieder quill', irrer Strahl,

„Und fröhlich tön' Dir morgen der Jubelklang
„Des Oſterfeſtgeläutes als Grabgeſang!

„Denn Du auch feierſt Oſtern, auch Du zieh'ſt aus
„Wie Israel aus Aegypten in's Vaterhaus;

„Und wie der Herr erſtanden aus Grabes Nacht,
„So auch vom Seelentode biſt Du erwacht!

„Und drum geziemt nicht Klage noch Thräne hier,
„Nur Oſterruf erſchalle, Verklärter, Dir;

„Erlöſung! Alleluja! Der Sieg iſt Dein!
„Soll Deine Leidenrede, mein Abſchied ſein!

„Der Tod iſt überwunden, ſein Stachel brach;
„Erlöſung! Alleluja! ruf' ich Dir nach!"

Er ſpricht's und küßt den Todten und ſegnet ihn
Und lenkt nach ſeiner Zelle den Schritt dann hin;

Zurück in die tiefe Stille, die dorten wohnt,
Zurück in den ſel'gen Frieden, der dorten thront,

Für Andre zu verleben des Lebens Reſt,
Bis ihm auch die Glocken läuten zum Oſterfeſt!